

Planet der Sammler

Ermittlungen auf Lokvorth - der Welt der Müßiggänger

Perry Rhodan - Heft Nr. 1478

von Marianne Sydow

Die Hauptpersonen des Romans:

Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa -

Sie suchen einen Platz für ihre letzten Tage.

Dao-Lin-H'ay und Sato Ambush - Die Karta-nin und der Pararealist fliegen nach Lokvorth.

Mathlyn - Eine Künstlerin. **Ros und Sam -** Ein Diebespaar.

Kroesorus - Der König der Sammler.

Im Sommer des Jahres 1146 NGZ sollte die Jahrhundertealte galaxisweite Herrschaft der Cantaro und derer, die über diesen Klon-Wesen stehen, längst so gefestigt sein, daß nle-mand daran zu rütteln und den gegenwärtigen Zustand zu verändern verrag. Perry Rhodan mit seinen Tarkan-Rückkehrem, die Freihändler unter Ronald Tekener und Roi Danton und die Angehörigen dergalaktischen Widerstandsorganisation WIDDER unter Homer G. Adams, alias »Romulus«, versuchen trotzdem, die Gewahrsamer der Milchstraße zu stürzen und den unterjochten Völkern die verlorene Freiheit zurückzugeben. Die verzweifelten Bemühungen der Widerständler sind beispiellos militärischer Unterlegenheit sogar von stolzen Erfolgen gekrönt - dennoch beginnt es sich nun, nach Perry Rhodans Amagorta-Expedition, immer deutlicher abzuzeichnen, daß die Tage der Freiheitskämpfer endgültig gezählt zu sein scheinen. Denn der Gegner startet die General-offensive an allen Fronten.

Während die Widder erbittert um ihre Existenz kämpfen, beschließt Sato Ambush, der Pa-rarealist, einem bedeutsamen Hinweis nachzugehen, der ihn und seine Begleiter nach Lokvorth führt. Lokvorth, das ist die Welt, deren Bewohner einst das Humanidrom erbauten. Jetzt ist Lokvorth ein Planet der Müßiggänger und ein PLANET DER SAMMLER...

1.

Julill46NGZ

Planet Lokvorth

»Nimm uns mit, Mathlyn«, sagten sie. »Bitte, bitte, nimm uns mit!«

Es waren immer die falschen Leute, die darum batzen. Die anderen - jene, die man in der Kolonie brauchte - sag-ten keinen Ton. Sie wichen Mathlyns Blicken verlegen aus und hielten sich verschämt im Hintergrund.

»Wenn du uns nicht mitnehmen willst, dann nenne uns doch wenig-stens deinen Grund dafür!«

Mathlyn lächelte daraufhin etwas traurig.

»Was soll das?« fragte sie. »Du weißt es schon seit Jahren. Jedesmal versprichst du mir, daß du dich ändern willst, und noch nie hast du dein Versprechen gehalten.«

»Diesmal halte ich es! Ich mache keine krummen Sachen mehr. Ich ver-kaufe Speisen und Getränke und lebe gut davon. Seit fünf Tagen habe ich nicht mehr gestohlen.«

»Du nicht, Ros«, sagte Mathlyn und nickte. »Dafür klaut dein Freund schlimmer als je zuvor. Der Satz Gitar-rentsaiten, den ich gerade erst einge-tauscht hatte, ist aus meinem Zimmer verschwunden und liegt jetzt in Sams Truhe. Dabei kann er noch nicht ein-mal etwas damit anfangen.«

»Ich wollte sie dir schenken«, erklärte Sam kleinlaut. »Ich habe sie genom-rnen, um dir eine Freude zu machen.«

»Sam, du bist ein Idiot!« rief Ros wütend.

Mathlyn lächelte, ließ die Beine bau-meln und blickte auf die Kinder, die auf dem Platz spielten und in einer großen Pfütze herumplanschten.

»Wirst du nachher für uns singen?« fragte Ros, nachdem sie ihrem Gefähr-ten eine Standpauke gehalten hat-te.

»Nur wenn ich meine Saiten zurück-bekomme!«

»Ich hole sie!« sagte Sam hastig und eilte davon.

Ros legte ein Bündel lokvorthi-scher Trauben in ei-ne Schale und stell-te sie neben Math-lyn auf die

Veran-da. Sie wußte, daß Mathlyn Trauben für ihr Leben gerne aß.

»Wie lange wirst du diesmal in der Stadt bleiben?« fragte Ros.

»Einige Tage«, er-widerte Mathlyn. »Hast du etwas Bestimmtes vor?« »Ich muß zu Kroesorus. Ich brauche ein Lied - ein sehr altes Lied. Ich bin sicher, daß ich es in seiner Sammlung finden werde.«

»Wie schaffst du es bloß, an ihn her-anzukommen? Er läßt niemanden in seiner Sammlung herumwühlen. Nur dir erlaubt er es immer wieder. Wie machst du das?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Math-lyn gleichmütig. »Ich habe mir auch noch nie den Kopf darüber zerbro-chen.«

»Wirst du bei uns wohnen, bis du die Stadt wieder verlassen mußt?« Mathlyn zuckte die Schultern.

»Wenn ihr mir versprecht, meine Sa-chen in Ruhe zu lassen ...«

»Wir werden dir beweisen, daß wir jetzt ehrliche Leute geworden sind«, rief Ros leidenschaftlich. »Wenn wir während all dieser Tage rücht stehlen - wirst du uns dann endlich mit-nehmen?« Mathlyn schwieg.

»Ich glaube nicht, daß es euch in der Kolonie gefallen würde«, sagte sie schließlich. »Ihr kümmert euch zuviel um Angelegenheiten, die euch nichts angehen. Aber wenn ihr es schafft, we-nigstens ein paar Tage lang ehrlich zu bleiben, werde ich darüber nach-denken.«

2.

Planet Heleios.

Die Organisation WIDDER kämpfte um ihr Überleben. Das war an und für sich nichts Neues, aber diesmal schien es ernster zu sein als je zuvor. Dabei wußte man bisher noch nicht einmal, was diese wütende Großoffensive her-vorgerufen hatte.

Es hatte im Anschluß an die Ama-gorta-Expedition begonnen, und so lag der Verdacht nahe, daß dieser Vorstoß zur Welt der Archäonten der auslösen-de Faktor gewesen sein mochte. Aber es konnte sich ebensogut um ein rein zufälliges, zeitliches Zusammentref-fen handeln. Denn eines war sicher: All diese Angriffe auf Widder-Einrich-tungen geschahen nicht spontan, son-dern nach einem genauen Plan, und sie waren offenbar von langer Hand vorbereitet.

Wie anders war es zu erklären, daß dem noch immer rätselhaften Gegner der Widerstandsorganisation zur Zeit unter anderem Stützpunkte und son-stige Einrichtungen zum Opfer fielen, die man bisher für sicher gehalten hatte?

Warum hatte der unbekannte Geg-ner diese geheimen Einrichtungen nicht schon viel früher zerstört, näm-lich unmittelbar nach jenem Augen-blick, in dem er von ihrer Existenz er-fahren hatte?

Selbstverständlich konnte niemand diesen Zeitpunkt genau bestimmen. Man wußte ja noch nicht einmal, wer oder was dieser Gegner überhaupt war: Ob es sich um jene handelte, die man als »Herren der Straßen« bezeich-nete, oder aber um ein Einzelwesen, das man mangels konkreter Kenntnis-se »Monos« nannte.

Aber wer auch immer diese plötzli-che Angriffswelle befohlen hatte: Es war sehr unwahrscheinlich, daß der Gegner innerhalb so kurzer Zeit so viele geheime WIDDER-Verstecke fand, nachdem man vorher davon hat-te ausgehen müssen, daß er seit Jahr-zehnten, in einzelnen Fällen sogar seit Jahrhunderten vergeblich nach ihnen gesucht hatte.

Der Gegner hatte diese Verstecke gekannt, hatte sie schon früher ausge-kundschaftet und sich all diese Er-kenntnisse aufgehoben für diesen ei-nen letzten, vernichtenden Schlag. Davon war man mittlerweile über-zeugt. Und so war die Frage danach, ob die derzeitige Situation etwas mit der Amagorta-Expedition zu tun hatte oder nicht, an und für sich völlig be-deutungslos.

Abgesehen davon gab es noch ge-nug andere Faktoren, die den unbe-kannten Feind zu seinem derzeitigen Verhalten veranlaßt haben konnten.

So war zum Beispiel seine Isola-tionspolitik äußerst fragwürdig ge-worden, seit Perry Rhodan und seine Leute Mittel und Wege gefunden hat-ten, den mehrfach gestaffelten Schutz-wall zu durchdringen, der die ganze Milchstraße umschloß. Die ehemalige

Tarkan-Flotte und die Freifahrer flo-gen durch den Chronopuls-Wall, wie es ihnen gerade paßte - so jedenfalls mußte es dem Gegner scheinen. Und diese von außerhalb der Milchstraße kommenden Widerständler hatten sich mit der im Innern der Galaxis exi-stierenden Untergrundorganisation WIDDER vereinigt, was die Gefahr für Monos oder die Herren der Straßen noch vergrößerte. Als sei es damit noch nicht genug, hatten die Galakti-ker drei Anoree in die Milchstraße ge-bracht, Angehörige jenes Volkes, von dem die Cantaro abstammten, und die Anoree hatten die Cantaro mit Hilfe ihres Friedenssprechers so gründlich verunsichert und durcheinanderge-bracht, daß der Feind, mochte er nun heißen, wie er wollte, sich nicht mehr im bisherigen Maß auf sie verlassen konnte. Die Gruppe um Perry Rhodan schien

sogar imstande zu sein, die Schwarzen Sternenstraßen zu benut-zen. Und nun kam auch noch die Sache mit Amagorta hinzu.

Das waren viele Gründe, endlich all jenen den Garaus zu machen, die nicht bereit waren, sich den Herren der Milchstraße zu beugen, und logischer-weise fmg man damit am besten bei der Organisation WIDDER an. WID-DER bildete das Zentrum des Wider-stands. Wenn es gelang, diese Organi-sation zu zerschlagen, erwischte man fast automatisch auch alle anderen Gruppierungen.

Heleios glich in diesen Tagen einem Wespennest. Noch schien man hier si-cher zu sein, aber niemand mochte sich allzu fest darauf verlassen, daß es auch dabei bleiben würde. Es war an-zunehmen, daß der Feind - wenn er diesen Stützpunkt denn tatsächlich noch nicht kennen sollte - Heleios in Kürze finden würde. Die derzeitige Hektik konnte sich däbei nur günstig

für ihn auswirken. Und vielleicht hat-te der Gegner diese Nebenwirkung be-reits miteingeplant und unter ande-rem eben deshalb zur großen Jagd auf WIDDER geblasen, weil er hoffte, daß ihm die Zentrale der Widerstands-kämpfer durch das sich zwangsläufig ergebende Durcheinander wie eine reife Frucht in den Schoß fallen würde.

Eine andere, nicht weniger düstere Theorie ging davon aus, daß auch die-ser Stützpunkt dem Gegner längst be-kannt war und daß er nur das Ende der derzeit laufenden Angriffswelle abwartete, um dann nicht nur Heleios, sondern auch WIDDER mit einem ein-zigen, gewaltigen Schlag endgültig aus der Welt zu fegen.

Seine Erfolgsaussichten waren in diesem Fall ganz hervorragend. Nie zuvor hatte im Seriphos-System ein derartiger Betrieb geherrscht. Ständig trafen Flüchtlinge ein, Raumschiffe landeten und starteten sofort wieder, unterwegs zum nächsten Krisenherd. ARINET war hoffnungslos überlastet und selbst die Syntronverbünde, die alle miteinander unter Hochdruck ar-beiteten, waren kaum noch imstande, ihre strategischen Berechnungen den ständig wechselnden Gegebenheiten anzupassen.

Und so bereitete man sich - sofern es unter den gegebenen Umständen überhaupt noch möglich war - nach besten Kräften darauf vor, sich alsbald auch hier seiner Haut wehren zu müssen.

Die Chancen dafür, daß es gelingen würde, Heleios erfolgreich zu verteidi-gen, waren nicht eben groß. Die Wid-der verfügten zwar über eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Raumschiffen, und sie hatten schließ-lich mittlerweile auch Verstärkung er-halten, aber im Vergleich zur Stärke

Bild 1

des Gegners war das, was sie aufbie-ten konnten, beim besten Willen nicht genug. Vor allem nicht jetzt, da fast alle Raumschiffe ständig im Eihsatz waren.

Aber inmitten all dieser Hektik gab es im Stützpunkt Heleios einen Ort, an dem es still und ruhig war.

Still und ruhig, dachte Jennifer Thy-ron bitter. *Oh, ja - wie in einem Grab.*

*

Sie lag im abgedunkelten Teil des Labors und ließ die Behandlung über sich ergehen. Sie haßte diese Phasen, denn es waren Stunden der Untätig-keit, in denen sie hilflos ihren Gedan-ken ausgeliefert war. Eine Frage beschäftigte sie immer wieder: Wie ihr Mann das Ganze ver-krafen würde. Sie machte sich um ihn rnehr Sorgen, als um sich selbst.

Mit einer Lüge hatte es begonnen, und mit einer Lüge würde es enden, und beide Male geschah es zugunsten des Mannes, den sie liebte.

Welch trauriger Zufall, dachte Jen-nifer Thyron bedrückt.

Aber andererseits wußte sie, daß es nicht anders ging.

Ronald Tekener war nicht der Mann, dem man etwas vormachen konnte - das hatte sie schon am Be-ginn ihrer Bekanntschaft begreifen müssen. Damals, als die Laren ihre Aktivatorfalle in der Milchstraße er-richtet hatten ...

Es war nicht leicht gewesen, Teke-ner in den Leerraum zwischen den Ga-laicien hinauszuschaffen, wo er in Si-cherheit war. Er hatte nicht erfahren dürfen, worum es bei diesem Flug ging, denn wenn er es gewußt hätte, wäre er auf der Stelle umgekehrt. Er hätte Gää gar nicht erst verlassen. Es war nicht seine Art, vor irgend etwas

davonzulaufen. Und so war Julian Tifflor gezwungen gewesen, ihm einen fingierten Auftrag zu erteilen Jennifer Thyron hatte Blut und Was-ser geschwitzt, während sie sich be-mühte, den Schein zu wahren, und die Leute an Bord hatten sich nach besten Kräften bemüht, ihr dabei zu helfen. Trotzdem war

Tekener schon nach kurzer Zeit hinter das Geheimnis ge-kommen.

Er hatte seine eigene Art, die Dinge zu sehen, und Jennifer wußte das. Sie hatte schließlich genug Zeit gehabt, ihn kennenzulernen.

Sie wußte, daß er ein Mensch war, der niemals aufgab. Und er war ein Aktivatorträger.

Was das bedeutete, wußte Jennifer Thyron aus eigener Erfahrung: Es ver-änderte das Verhältnis zur Zeit und damit die Einstellung zu sehr vielen Dingen.

Aktivatorträger hatten mehr Zeit als andere, sterbliche Wesen - im negati-ven wie auch im positiven Sinn. Wenn sie vernünftig waren, blieben sie sich trotz allem ihrer eigenen Sterblichkeit bewußt, denn erstens waren die zwan-zigtausend Jahre, die ihnen gegeben waren, sehr wenig, wenn man sie an der Ewigkeit maß, und zweitens bot auch ein Zellaktivator keinen Schutz vor allen Wechselfällen des Lebens.

So schützte er zum Beispiel nicht gegen Diebe, die es auf den Zellaktivator abgesehen hatten.

Eigentlich, dachte Jennifer Thyron, *ist es ein Wunder, daß es nicht schon viel öfter geschehen ist.*

Theoretisch war ein Zellaktivator genauso leicht zu stehlen, wie zum Beispiel eine Kreditkarte. Einen Aktivatorträger konnte man niederschla-gen, ihn im Schlaf berauben, in eine Falle locken oder über den Haufen schießen. Und gegen all diese Dinge

half der Aktivator gar nichts. Er mach-te seinen Träger nicht intelligenter oder gerissener, wachsamer oder miß-trauischer. Er verhalf ihm höchstens zu mehr Gelegenheiten, Erfahrungen zu sammeln und die richtigen Schlüs-se daraus zu ziehen.

Es gab nur zwei Aktivatoren, deren Diebstahl sinnlos gewesen wäre. Die-se beiden Aktivatoren gehörten Atlan und Rhodan, und sie waren nicht auf andere Wesen übertragbar.

Alle anderen Aktivatoren konnten von jedem getragen werden, und wenn man bedachte, welch hohen Stellenwert das »ewige« Leben im Vergleich zu anderen Mordmotiven hatte, dann war es tatsächlich verwun-derlich, daß so wenige es jemals ver-sucht hatten - selbst in Situationen, in denen sich derartige Wünsche förm-lich aufdrängen mußten.

Jennifer Thyron hatte sich die Un-sterblichkeit *nicht gewünscht*. Sie hat-te den Aktivator, den Nos Vigeland ihr umgehängt hatte, sogar zunächst wie-der abgelegt. Sie hatte bleiben wollen, wie sie war. Aber dann hatte Vigeland die Nerven verloren, und Ronald Te-kener hatte keine andere Wahl gehabt, als Jennifer Thyron das Gerät wieder umzuhängen und darauf zu hoffen, daß der Aktivator ihr helfen würde, die schweren Verletzungen zu über-stehen. Sie hatte nicht dagegen prote-stieren können, da sie nicht bei Be-wußtsein war.

Der Aktivator hatte ihr das Leben gerettet. So hatte es angefangen.

Und nun hatte sie mit dem Aktiva-tor auch ihr Leben verloren.

Ausgleichende Gerechtigkeit?

Nein, dachte sie. *Mit Gerechtigkeit hat das nun wirklich nichts zu tun!*

Es wäre alles ganz einfach gewesen, wenn sie durch den Verlust des Zell-aktivators einfach nur wieder sterb-

lich geworden wäre. Das hätte sie nicht im geringsten gestört. Sie war -biologisch gesehen - fünfundzwanzig Jahre alt, und sie hätte noch viel Zeit gehabt, und selbst wenn das nicht der Fall gewesen wäre, wenn ihr nur noch wenige Jahre geblieben wären, viel-leicht sogar nur Monate, Wochen, selbst ein paar Tage ...

Sie *hatte* noch ein paar Tage, viel-leicht sogar ein paar Wochen. Aber das war kein Leben.

Es waren die Umstände, die es so unerträglich machten. Die Gewißheit, daß es aus war und daß es keinen Sinn hatte, das Ende künstlich hinauszuzö-gern.

Hinauszögern - nichts anderes konnten sie tun.

Den Verlust eines Zellaktivators konnte man nicht ausgleichen. Nicht einmal Irmina Kotschistowa konnte das letztlich. Sie konnte sich trotz ih-rer Fähigkeiten inzwischen kaum selbst am Leben erhalten. Seit sie zu allem Überfluß auch noch Jennifer half, alterte sie immer schneller.

Wenn sie nicht zur Stelle gewesen wäre, als es passierte...

Dann hätte Jennifer Thyron den Be-such des unheimlichen Diebes um we-niger als drei Tage überlebt, und nie-mand hätte etwas daran ändern können.

Aber Irmina Kotschistowa hätte dann vielleicht noch eine Chance ge-habt. Zumindest hätte sie Zeit gewon-nen. Zeit, in der man den Dieb suchen und stellen konnte.

Aber Irmina bestand darauf, ihre schwindenden Kräfte zu einem nicht geringen Teil darauf zu verwenden, Jennifer am Leben zu erhalten, und sie konnte ausgesprochen stor sein. Wenn sie sich etwas vorgenommen hatte, dann führte sie es auch durch. Sie würde Jennifer nicht sich selbst überlassen - auch dann nicht, wenn Jennifer es ausdrücklich wünschte.

Natürlich war unter den gegebenen Umständen nicht damit zu rechnen, daß man noch rechtzeitig auf den Dieb stieß. Niemand konnte jetzt, in all der Hektik, nach ihm suchen. Abgesehen davon hätte niemand gewußt, wo man bei solchen Nachforschungen ansetzen sollte.

Wenn ich ihn doch nur richtig sehen können! dachte Jennifer Thyron.

Schon der kleinste Hinweis wäre hilfreich gewesen - vor allem für Ronald Tekener. Sie hatte es oft genug erlebt, und sie hatte ihn wegen seines besonderen Spürsinns bewundert. Wenn er nur den kleinsten Zipfel einer Spur zu fassen bekam ...

Aber da war nichts.

Und das machte ihn verrückt.

Nein, sie hatte ihn wegsehen müssen. Sie hatte es nicht mehr mit ansehen können, wie er versuchte, Hoffnung zu heucheln, wo es keine Hoffnung mehr gab. Und sie wollte auch nicht, daß er alles mitbekam, bis zum bitteren Ende.

Er sollte sie so in Erinnerung behalten, wie er sie gekannt hatte. Die Spuren des Alters, die sie jetzt schon trug, würde er vergessen können. Die Bilder des Endstadiums aber würde ihn für immer verfolgen. Sie wünschte sich, sie hätte Heleios verlassen können. Weg von all den Menschen, die sie kannten und die -allem besseren Wissen zum Trotz - immer wieder versuchen würden, ihr zu helfen.

Die Großoffensive auf die Organisation WIDDER hatte die Lage schon etwas verbessert, sofern man es so ausdrücken wollte: Fast alle Freunde waren jetzt unterwegs, steckten bis zum Hals in allen möglichen Schwierigkeiten und kamen gar nicht mehr dazu, an Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa zu denken.

Die Gelegenheit wäre günstig, doch-te die Frau im Halbdunkel des Raumes. Im derzeit herrschenden Durch-einander könnten wir verschwinden und untertauchen. Wenn sie endlich Zeit hätten, an uns zu denken und nach uns zu suchen, wäre es längstaus und vorbei. Und wir hätten unseren Frieden.

Aber natürlich würde man sie nicht gehen lassen.

3.

Dao-Lin-H'ay saß im vorderen Teil des Labors.

Offiziell war sie hier, um die Perle Moto zu beobachten - die Kartanin nannte die Amimotuo noch immer bei diesem Namen. Er ging ihr einfach leichter über die Lippen.

Sato Ambush hatte sich des Daten-speichers angenommen und bemühte sich ebenso hartnäckig wie vergeblich, ihm zusätzliche Informationen zu entlocken. Anfangs hatten sich stets allerlei Spezialisten und Schaulustige bei der Perle eingefunden, denn jeder rechnete damit, daß es ständig Neuigkeiten geben könnte. Aber inzwischen war dieser Teil des Labors ein Ort, an dem man stunden- und tage-lang ungestört bleiben konnte. Die Amimotuo ließ sich geduldig mit einem schier unendlichen Strom von Impulsen berieseln und reagierte auf nichts.

Selbst Sato Ambushs Geduld schien allmählich zu Ende zu gehen. Er hatte es satt, Stunde für Stunde und Tag für Tag auf eine Reaktion zu warten und ständig nur Enttäuschungen hinnehmen zu müssen. Es war frustrierend, auf diesen Schirm zu starren, auf dem sich nie-mals etwas zeigte.

In dieser Situation kam ihm Dao-Lin-H'ay gerade recht, und er fragte wohlweislich nicht nach ihren Motiven, als sie sich erbot, bei der Perle Moto zu wachen. Er hätte nicht gewußt, wen er sonst zu dieser Tätigkeit hätte vergattern können. Selbst Enza Mansoor und Notkus Kantor, das Synergistikerpärchen, hätten sich nur bedingt dazu geeignet, denn wenn es darum ging, tatenlos auf etwas zu warten, was sich offensichtlich weder beeinflussen, noch erzwingen ließ, gelangten diese beiden sehr schnell an einen Punkt, an dem sie beim besten Willen nicht mehr die nötige Geduld aufzubringen vermochten. Im übrigen waren die beiden zur Zeit auch gar nicht verfügbar.

Theoretisch hätte man diese Arbeit natürlich auch der Syntronik überlassen können. Sie überwachte den Bildschirm und zeichnete jede Reaktion auf - sofern es eine Reaktion gab, was aber in der Praxis schon seit langem nicht mehr vorgekommen war. Eine Syntronik wurde nicht müde und geriet auch nicht ins Grübeln.

Und trotzdem war es Sato Ambush lieber, wenn er ein lebendes Wesen vor dem Bildschirm wußte, und Dao-Lin-H'ay schien ihm für diese Aufgabe besser geeignet zu sein, als irgend jemand sonst.

Natürlich ahnte selbst der in manchen Dingen etwas weltfremde Sato Ambush, daß Dao-Lin-H'ay nicht nur wegen der Amimotou hier unten saß, und Dao-Lin-H'ay wußte das. Aber so-lange er keine Fragen stellte und auch darauf verzichtete, auf Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa einzureden, war es ihr egal. Sie sah für sich selbst keine Veranlassung, mit dem Terraner über ihre Motive zu sprechen.

Eine Sterbewache übernahm man freiwillig und ohne großes Getue. So war es der Brauch bei den

Kartanin. Und wenn jemand es aus irgendeinem Grund vorzog, keinen um einen solchen Dienst zu bitten, dann übernahm ihn derjenige, der die Notwendigkeit dazu erkannte. Man zog keinen Außenstehenden in eine solche Sache mit hinein - das war keine Frage der Ehre, sondern eine der Rücksichtnahme. Zu dieser Rücksichtnahme gehörte es, daß man den Sterbenden nicht auf seinen Zustand ansprach, wenn er nicht selbst das Gespräch suchte, und daß man ihm nichts aufzwang, wo-nach er nicht selbst verlangte. Folglich respektierte Dao-Lin-H'ay den Wunsch der beiden Frauen, allein und ungestört zu sein. Sie blieb bei der Perle Moto. Und wenn Ärzte und Wissenschaftler allzu aufdringlich wurden, bewies Dao-Lin-H'ay, daß sie dem Amt einer Wächterin bestens gewachsen war. Einigen besonders penetranten Medikern hatte sie sogar schon die Krallen gezeigt, und sie war bereit, es wieder zu tun. Das Verhalten dieser Leute gab ihr Rätsel auf, und manchmal fragte sie sich, ob sie jemals imstande sein würde, die Menschen zu verstehen. In ihrem unstillbaren Verlangen, zu helfen, wo nicht mehr zu helfen war, steigerten sie sich in einen Eifer hinein, der über die Grenze zur Grausamkeit hin-ausführte - und sie merkten das noch nicht einmal.

Sie hatten nicht aufgegeben - selbstverständlich nicht. Wäre es nach den Ärzten gegangen, dann hätten Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa die medizinische Abteilung erst gar nicht mehr verlassen dürfen, bis eine

Lösung des Problems gefunden war. Und da es für dieses Problem keine Lösung gab, hätten die beiden Frauen den Rest ihres Lebens unter der ständigen Kontrolle unzähliger Geräte verbringen müssen.

»Es ist unvernünftig, es nicht wenigstens zu versuchen!« sagten sie immer wieder.

Dabei hatte niemand sie je daran gehindert, dies zu tun. Sie hatten alles getan, was in ihrer Macht stand - von Anfang an.

Dao-Lin-H'ay dachte nicht gern an diesen Anfang zurück.

Es war auf Phönix geschehen, auf der Welt der Freihändler. Dao-Lin-H'ay hatte das genaue Datum vergessen. Sie hätte es leicht in Erfahrung bringen können, aber sie hatte mit der Zeitrechnung der Terraner noch immer ihre Schwierigkeiten, und außer-dem erschien es ihr jetzt auch nicht mehr besonders wichtig.

Auf dem Planeten Phönix war ein Räuber aufgetaucht - oder sollte man ihn besser einen Mörder nennen? Niemand kannte seinen Namen. Man wußte nicht einmal, welchem Volk er entstammte, wie er aussah, welche Ziele er verfolgte, ob er aus einer Initiative handelte oder einem Auftraggeber gehorchte - und es wäre wirklich sehr wichtig gewesen, all dies zu erfahren. Nicht nur für Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron, sondern auch für alle anderen sogenannten Unsterblichen.

Dieses Wesen hatte Jennifer Thyrons Zellaktivator gestohlen.

Der Verlust eines Zellaktivators - dies hatte Dao-Lin-H'ay schon früher erfahren - führte nach zweiundsechzig Stunden zu einem rapide fortschreitenden Alterungsprozeß und zum unausweichlichen Tod. Die Kartarii hatte einige Details zu diesem

Thema herausbekommen und sie sehr unerfreulich gefunden. Sie hätte es ohne jeden Zweifel vorgezogen, sich nie wieder mit diesem Thema beschäftigen zu müssen.

Vor Point Siragusa wurde sie dennoch mit diesem Problem konfrontiert. Damals betraf es Irmina Kotschistowa. Und da dieser Dieb vorher Ge-Liang-P'uo getötet hatte und Ge-Liang-P'uo mit Irmina Kotschistowa befreundet gewesen war, blieb Dao-Lin-H'ay gar nichts anderes übrig, als das Ganze auch als eine persönliche Herausforderung zu betrachten. Als Kartanin folgte sie in solchen Dingen noch immer Gesetzen und Regeln, die bei ihrem Volk galten, auch wenn niemand da war, der sie daran erinnern oder sie gar zur Rechenschaft ziehen könnte.

Der Dieb von Siragusa hatte sich allen Rachegelüsten durch sofortige Flucht entzogen: Er war verduftet wie ein Phantom - ein Geist. Und auf Phönix war es genauso gewesen. Die Spuren, die man fand, waren völlig unerträgliche. Jennifer Thyron hatte den Dieb - ihren Mörder - zwar gesehen, aber ihre Beschreibung brachte kein Licht in die Angelegenheit. Der Dieb war ihr als sich bewegende Flamme erschienen. Zweifellos hatte er im Schutz irgendeines tarnenden Energieschirms gehandelt.

Anfangs hatte man noch hoffen können, daß alles nicht ganz so schlimm war, wie es auf den ersten Blick scheinen mochte. Irmina Kotschistowa hatte den Verlust ihres eigenen Zellaktivators überlebt. Sie hatte das Gerät schon vorher für immer längere Zeit abgelegt, und sie hatte — auch das wußte Dao-Lin-H'ay — mit dem Gedanken geliebäugelt, ihren Aktivator an Nia Selegis weiterzugeben.

Denn Irmina Kotschistowa war eine

Mutantin mit besonderen Fähigkeiten: Sie konnte das Verhalten und das Wachstum lebender Zellen beeinflussen. Diese Fähigkeit hatte sie in letzter Zeit in immer stärkerem Maße dazu benutzt, nicht nur andere Lebewesen zu heilen, sondern auch ihren eigenen Körper zu erhalten.

Es hatte Leute gegeben, die sich da-mals eigentlich nur über eines gewun-dert hatten: Nämlich darüber, daß es so lange gedauert hatte, bis Irmina Kotschistowa auf diese anscheinend so naheliegende Idee gekommen war. Andere waren skeptisch geblieben, und sie hatten recht behalten.

Natürlich konnte die Mutantin auch ihren eigenen Körper beeinflussen, und allein die Tatsache, daß sie noch immer am Leben war, bewies, daß sie die Wirkung des Zellaktivators bis zu einem gewissen Grad ersetzen konnte.

Wohlgemerkt: Bis zu einem gewis-sen Grad. . Aber nicht vollständig.

Und das war auch ganz logisch, denn es gibt kein *perpetuum mobile*, schon gar nicht in Form eines mensch-lichen Gehirns.

Um ihren Zellstoffwechsel einer so umfassenden Kontrolle zu unterwer-fen, wie es in diesem Fall notwendig war, brauchte Irmina Kotschistowa nicht nur ein hohes Maß an Konzen-tration, sondern auch Mut und Zuver-sicht. Beides war leicht zu bewahren, solange die Mutantin genau wußte, daß sie jederzeit auf den Aktivator zu-rückgreifen konnte.

Der Aktivator hatte ihr dann jeweils die nötige Kraft und Energie zurück-gegeben.

Als sie ihn nicht mehr besaß, be-gann sie zu altern - nicht so rasend schnell, wie es unter den gegebenen Umständen »normal« gewesen wäre, aber eben doch so deutlich, daß sie der bitteren Erkenntnis nicht länger aus-weichen konnte: Sie hatte die Un-sterblichkeit verloren, und sie würde sie nur dann zurückbekommen, wenn es binnen einer absehbaren Frist ge-lang, ihren Zellaktivator zurückzuho-len. Diese Frist war nicht gerade reich-lich bemessen.

Dies war der erste Schlag gewesen. Er hatte der Mutantin einen Teil ihres Selbstbewußtseins geraubt. Theoretisch hätte sie natürlich die Möglichkeit gehabt, sich ab und zu ei-nen der anderen Zellaktivatoren aus-zuleihen und auf diese Weise frische Kräfte zu tanken, aber sie hatte alle diesbezüglichen Angebote zurückge-wiesen und später auch darauf bestan-den, daß Jennifer sich ebenso verhielt.

Das hatte nichts mit übertriebenem Stolz zu tun - ganz im Gegenteil. Irmi-na Kotschistowa wußte mittlerweile lediglich allzu genau, daß sie nicht mit einem Zellaktivator konkurrieren konnte.

Ihr Weg, sich und Jennifer vor dem schnellen Zerfall zu bewahren, beruh-te auf einer ganz anderen Art der Be-einflussung des Körpers, und diese Beeinflussung ließ sich nicht von ei-ner Sekunde zur anderen herstellen. Irmina Kotschistowa brauchte Stun-den, um das nötige Maß an Kontrolle über ihren eigenen Körper zu erlan-gen, und sie brauchte weitere Stun-den, um auch Jennifer Thyrons Kör-per in den Griff zu bekommen. Der Einfluß eines Zellaktivators hätte die-se Kontrolle auf der Stelle zerstört. Ir-mina Kotschistowa hätte jedesmal ganz von vorne anfangen müssen. Und dazu fehlte ihr die Kraft.

Außerdem wußte man, daß langjäh-rige Aktivatorträger sich nicht ohne weiteres eines der Geräte »teilen« konnten, indem sie es abwechselnd trugen. Eine einmalige, kurze Trennung des Aktivators von seinem Trä-ger blieb normalerweise ohne Folgen - einfach deshalb, weil die in einer so kurzen Zeitspanne auftretenden Schä-den zu gering waren, als daß man sie ohne einen erheblichen diagnosti-schen Aufwand hätte nachweisen können, und der Aktivator diese Schä-den wieder ausglich. Mehrfache Tren-nungen innerhalb einiger Tage konn-ten bereits zu ernsten gesundheitli-chen Störungen führen, die der Akti-vator erst nach mehreren Tagen der ständigen Einwirkung wieder zu be-seitigen vermochte.' Fanden weitere Trennungen statt, dann konnten sich die Störungen fest etablieren. Der Ak-tivator nahm sie nicht mehr als eine Veränderung im Körper seines Trä-gers wahr und unternahm dement-sprechend auch nichts, um sie zu be-seitigen.

Denn ein Aktivator war kein Jung-brunnen, und er besaß keine Kennt-nisse darüber, wie der Körper seines Trägers im Idealfall beschaffen sein sollte. Er nahm ihn ganz einfach so, wie er war, und bewahrte ihn vor jeder Veränderung, beziehungsweise brach-te ihn immer wieder in jenem Zustand zurück, an den der Aktivator sich »erinnerte«. Darum behielten Aktiva-torträger ihr biologisches Alter, und sie behielten auch Narben und andere körperliche Schäden, die sie bereits vor dem Erhalt eines Aktivators beses-sen hatten. Der Aktivator machte da-bei keinen Unterschied zwischen ei-nem reinen Schönheitsfehler und ei-ner ernsthaften Beschädigung. Er be-seitigte noch nicht einmal in jedem Fall eine bereits bestehende Krank-heit, sondern er brachte sie meist le-diglich vorerst zum Stillstand. Erst wenn der Krankheitsherd immer wie-der zu störenden Veränderungen führ-te, wurde er nach und nach abgebaut.

Die Zellen langjähriger Aktivator-träger neigten zu schnellen und sehr heftigen Veränderungen, sobald der »konservierende« Einfluß ausblieb. Das war nicht weiter verwunderlich, denn Zellen sind lebende Wesen, die -jede für sich - einen steten Kampf um ihren Fortbestand führen müssen. Einige Kategorien von Zellen sind besser für diesen Kampf gerüstet als andere - sie sind aggressiver. Norma-lerweise dienen sie der Gesamtheit der Zellen. Bekommen sie aber aus ir-gendeinem Grund zuviel Oberwasser, dann können sie den Organismus, zu dem sie gehören, zerstören.

Die Zellen im Körper eines langjährigen Aktivatorträgers verloren im Laufe der Jahrzehnte, Jahrhunderte oder gar Jahrtausende in immer stärker werdendem Maße die Fähigkeit, auf die verschiedenen Reize aus eigener Kraft angemessen zu reagieren: Sie gewöhnten sich an die zentrale Steuerung und gehorchten ihr blindlings. Blieben die steuernden Impulse aus, dann geriet der gesamte Organismus binnen kürzester Zeit völlig aus dem Gleichgewicht. Dieser Vorgang begann schon sehr kurze Zeit nach der Trennung vom Aktivator und beschleunigte sich dann immer mehr, bis es schließlich zum totalen Zerfall kam.

Es geht immer schneller, etwas zu zerstören, als es wieder aufzubauen. Das galt auch für das komplizierte Gleichgewicht im Zusammenwirken der Körperzellen. Der Aktivator brauchte ein Mehrfaches der Zeit, um die innerhalb weniger Stunden eingetretenen Veränderungen vollständig auszugleichen. Und darum war das abwechselnde Tragen eines Aktivators keine Lösung des Problems. Rein theoretisch bestand sogar die Möglichkeit, daß die noch verbleibende Lebensdauer beider Aktivatorträger auf diese Weise weiter verkürzt wurde. Was in einem solchen Fall allerdings auch keine gravierende Rolle mehr spielen konnte.

Irmina Kotschistowa hatte Jennifer Thyron nach dem Diebstahl sofort unter ihre Fittiche genommen. Jeder hatte gewußt, daß das auf die Dauer nicht reichen würde, aber sie alle hatten gehofft, daß es ihnen gelingen würde, den Dieb zu finden, ehe es zum Schlimmsten kam. Schließlich waren ja schon vorher zwei Zellaktivatoren verschwunden. Der Dieb würde also mit großer Wahrscheinlichkeit erneut zuschlagen, und wenn man ihn dann erwischte...

... würden Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa tot sein.

Dao-Lin-H'ay fand es erstaunlich, wie lange und intensiv die Terraner sich bemüht hatten, diese Tatsache zu leugnen. Sie hatte selbstverständlich zu viel Taktgefühl, um direkt nach den Gründen für dieses Verhalten zu fragen, obwohl sie es gerne getan hätte. Statt dessen beschränkte sie sich darauf, in der Nähe der beiden Frauen zu bleiben. Sie empfand nicht die geringste Lust, irgend jemandem ihr Verhalten zu erklären, aber das war auch gar nicht nötig gewesen: Niemand hatte sie nach ihren Beweggründen gefragt.

Dao-Lin-H'ay war eine erstklassige Kommandantin, eine sehr gute Strategin und eine erfahrene Kämpferin, und das wußten Perry Rhodan und seine Leute selbstverständlich ganz genau. Unter den gegebenen Umständen hätte die Kartanin in die Kommandozentrale eines Raumschiffs gehört. Aber niemand hatte sie aufgefordert, sich dort einzufinden, und sie selbst hatte darauf verzichtet, um einen Einsatz zu bitten. Man sprach nicht darüber. Man ließ sie stillschweigend gewähren.

Ronald Tekener hatte Heleios verlassen, nachdem Jennifer Thyron ihm Mann ziemlich grob zu verstehen gegeben hatte, daß sie ihn jetzt nicht in ihrer Nähe haben wollte. Natürlich wäre er trotzdem geblieben, wenn er auch nur die geringste Chance gehabt hätte, irgend etwas für Jennifer zu tun. Aber so, wie die Dinge lagen, half er ihr am besten, indem er sie in Ruhe ließ. Auch alle anderen maßgeblichen Leute waren in den verschiedensten Missionen unterwegs.

Nur Sato Ambush war geblieben. Und in seinem Labor, das Sicherheit und Ruhe versprach, hatten Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa sich regelrecht verkrochen.

Anfangs waren ständig alle möglichen Leute gekommen, um dies und jenes zu raten und zu versuchen, wie sie es schon die ganze Zeit hindurch getan hatten. Sie konnten sich einfach nicht damit abfinden, daß all ihre Bemühungen erfolglos waren. Sie mußten versuchen, etwas zu tun, irgend etwas. Und selbst als Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron sich alle weiteren Versuche strikt verbeten, konnten diese Leute keine Ruhe geben.

Schließlich hatten sich Irmina und Jennifer an Sato Ambush gewandt und ihn gebeten, ihnen die ungeliebten Gäste vom Halse zu halten.

Sato Ambush hatte die beiden Frauen angesehen und dann zu Dao-Lin-H'ay hinübergeschaut. Er hatte die Kartanin schätzen gelernt - ihre schier endlose Geduld, ihre katzenhafte Fähigkeit, Stundenlang auf einen Fleck zu starren, ohne dabei auch nur für einen Augenblick in ihrer Aufmerksamkeit nachzulassen. Und er hatte entdeckt, daß er mit Dao-Lin-H'ay über das *Ki* sprechen konnte, ohne dabei auf die üblichen Symptome von Unglauben und Ablehnung zu stoßen. Dao-Lin-H'ay war allem Anschein nach imstande, Dinge und Wessen so zu akzeptieren, wie sie waren.

Diese Erkenntnis hatte Sato Ambush überrascht, denn gerade bei dieser Kartanin hätte er eine solche Fähigkeit am allerwenigsten vermutet, und so war er für kurze Zeit versucht, Überlegungen anzustellen und nach einer Erklärung zu suchen. Dann war ihm aufgegangen, daß er im Begriff war, genau das zu tun, was Dao-Lin-H'ay zu vermeiden verstand.

Sato Ambush wußte selbstverständlich, wie es um Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa stand, und er als Terraner hätte besser als die Kartanin wissen müssen, wie er sich in einer solchen Situation verhalten sollte.

Aber Sato Ambush hatte mitunter Schwierigkeiten, seine eigenen Artge-nossen zu verstehen - was auf Gegen-seitigkeit beruhte - und außerdem war es offensichtlich, daß zwischen Dao-Lin-H'ay und den beiden Frauen eine besondere Art von stillschwei-gendem Einverständnis herrschte.

Dao-Lin-H'ay erwiederte seinen Blick ruhig und gelassen.

»Wir wollen einen Versuch unter-nehmen«, erklärte sie beinahe sanft. »Und wir brauchen dazu absolute Ru-he. Die können wir im Augenblick nur hier finden.«

»Und was habe ich damit zu tun?« fragte Sato Ambush.

»Du könntest uns den einen oder an-deren Rat geben«, erwiederte Dao-Lin-H'ay und lächelte dabei auf ihre seltsa-rie, katzenhafte Weise. »Vor allem könntest du uns die Arzte vom Hals halten. Es ist doch ganz offensichtlich, daß sie mit ihrer Kunst am Ende sind. Sie können nicht helfen - sie können nur noch stören.«

»Habt ihr ihnen das gesagt?« Dao-Lin-H'ay sah zu Irmina Ko-tshistowa hin. Die Mutantin brachte ein ziemlich mühsam wirkendes Lä-cheln zustande. Sie sah alt und müde aus, und das war sie auch.

»Sie hören nicht auf uns«, erklärte sie. »Alle Ärzte neigen dazu, ihren Pa-tienten nur ein geringes Maß an Selbstbestimmung zuzubilligen, und in unserem Fall treiben sie es beson-ders bunt. Dao-Lin kann ihnen schon gar nichts sagen. Aber du könntest ein Machtwort sprechen. Auf dich wür-den sie hören.«

»Nicht, wenn ich ihnen keine Be-gründung bieten kann«, stellte Sato Ambush nüchtern fest, und er fühlte sich dabei nicht sehr wohl in seiner Haut.

»Sage ihnen, daß wir einen Versuch unternommen und dich um deine Hilfe gebeten haben«, schlug Dao-Lin-H'ay vor, und diesmal war ihre Stimme noch sanfter - fast nur noch ein leises Schnurren.

»Was für ein Versuch soll das sein?« »Wir können mittlerweile getrost da-von ausgehen, daß medizinische Mit-tel in diesem Fall versagen«, erklärte Dao-Lin-H'ay, und ihre Augen vereng-ten sich ein wenig. »Nur Irminas spe-zielle Fähigkeiten können den Alte-rungsprozeß aufhalten. Aber bei all der Unruhe und all dem Streß lassen ihre Kräfte sehr schnell nach. Darum brauchen wir als erstes einen Ort, an dem man uns in Ruhe läßt.« »Und als zweites?« »Einen Psi-Verstärker«, schnurrte Dao-Lin, und ihre Augen waren nur noch schmale Schlitze.

Sato Ambush starre sie an. Dann

hob er ratlos die schmalen Schultern.

»Du hast selbst Psi-Kräfte«, sagte er.

»Ich nehm'e an, daß du weißt, wovon du da sprichst,«

»Es ist ein Versuch«, sagte Jennifer Thyron ungeduldig. »Und keiner von uns erwartet sich ein Wunder.« Sie zö-gerte und fügte hinzu: »Aber wenn du Angst davor hast, daß man dich später verantwortlich machen könnte, su-chen wir uns einen anderen Platz.«

Sato Ambush sah abermals zu Dao-Lin-H'ay hinüber.

Die Augen der Kartanin waren fast geschlossen. An ihren Fingerspitzen waren die scharfen Enden der Krallen zu sehen. Dao-Lin-H'ay schien mit ih-rer Geduld und ihren Nerven ziemlich am Ende zu sein.

Diese Tatsache überraschte ihn.

Er wandte sich an Jennifer Thyron.

»Darum geht es nicht«, sagte er ziemlich schroff.

»Worum geht es dann?« fragte Dao-Lin-H'ay mit höchst trügerischer Sanftheit, und er fragte sich, wieviel von seinen Gedanken sie wohl erken-nen konnte. Sie war - nach eigener Aussage - eine miserable Telepathin, aber niemand hatte das jemals über-prüft. Es war auch höchst fraglich, ob und wie weit Dao-Lin-H'ay bei einer solchen Überprüfung mitgespielt hätte.

Die Wahrheit war, daß Sato Ambush dem von den dreien angestrebten Ver-such keinerlei Erfolgsschancen zubil-ligte. Irmina Kotschistowa war bereits gealtert, als sie nur ihren eigenen Kör-per zu beeinflussen hatte. Seit sie auch noch Jennifer Thyron helfen mußte, hatte sich dieser Alterungsprozeß deutlich beschleunigt. Ihre Kräfte lie-ßen nach, und ein Psi-Verstärker konnte daran auch nichts ändern.

Bei den Impulsen, die in Irmina Kotschistowas mutiertem Gehirn ent-standen, kam es nicht so sehr auf Stär-ke und Energie an, sondern auf die besondere Art und Weise, in der sie eingesetzt wurden. Darum hatte Irmi-

na anfangs wenig Mühe gehabt, diese Impulse auf zerstörerische Weise zu gebrauchen - und darum hatte sie spä-ter Jahre und Jahrzehnte gebraucht, bis sie mit der gleichen Kraft Heilun-gen vollbringen konnte,

die an Wunder zu grenzen schienen. Der Unterschied zwischen dem einen und dem anderen war um vieles größer als der zwischen einer Axt und einem Skalpell - ein Vergleich zwischen einer Transformkanone und einem Mikrolaser kam der Sache schon weitaus näher.

Um ihre Kräfte auf so unfaßbar exakte Art und Weise kontrollieren zu können, brauchte Irmina Kotschisto-wa keine zusätzlichen Psi-Kräfte, sondern ganz normale, altmodische Konzentration - geistige Spannkraft, um es mal so auszudrücken. Diese geistige Spannkraft ließ naturgemäß nach, wenn die Mutantin körperlichen Stress ertragen mußte. Emotionaler Druck beschleunigte diese Entwicklung. Beidem war Irmina Kotschistowa zur Zeit in sehr hohem Maß ausgesetzt. Hinzu kam die fortschreitende Alterung, die selbstverständlich auch das Gehirn der Mutantin traf.

Unter diesen Umständen war die Zufuhr zusätzlicher psionischer Energie nach Sato Ambushs Meinung nicht nur nutzlos, sondern sogar gefährlich, und genau das hatte er auch Perry Rhodan und Sedge Midmays gesagt, und zwar schon vor mehreren Wochen. Denn selbstverständlich hatte man Sato Ambush bereits gefragt, ob er, der sich in letzter Zeit so intensiv mit psionischen Energien befaßte, etwas zur Rettung der beiden Frauen beisteuern konnte.

Zusätzliche Energie, so hatte Sato Ambush erklärt, konnte Irmina Kotschistowas Problem nicht lösen, sondern höchstens noch verschlimmern, und wenn sie auch nur für den Bruchteil einer Sekunde die Kontrolle über diese Energie verlor, dann würde Jennifer Thyron im günstigsten Fall auf der Stelle sterben. Andernfalls würde sie hoch mehr zu leiden haben, als es ohnehin schon der Fall ist.

Rhodan und Midmays hatten dieses Thema nie wieder berührt.

»Wir kennen das Risiko«, sagte Dao-Lin-H'ay. »Aber da es offensichtlich keine andere Lösung mehr gibt, nehmen wir es in Kauf.«

Sato Ambush dachte, daß Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa dieses Risiko vielleicht sogar suchten. Er fragte sich, was er an ihrer Stelle getan hätte. Er glaubte, die Antwort auf die Frage zu kennen, aber er war sich gegenüber nicht ganz sicher, ob seine vermeintliche feste und vernünftige Entscheidung nicht lediglich ein Ausdruck jener natürlichen Arroganz war, die offenbar ein Vorrecht der Ge-sunden darstelle. Und die Situation dieser beiden Frauen war noch viel komplizierter und schwieriger als die eines Menschen, der sich auf natürliche Weise, im Lauf seiner Entwicklung, dem Ende seines Lebens näherte.

Sato Ambush kam zu dem Schluß, daß er kein Recht hatte, sich in dieser Angelegenheit als Schiedsrichter zu gebärden.

»Ihr seid mir willkommen«, sagte er, und dabei bemühte er sich, seiner Stimme einen ganz normalen Klang zu geben. »Ich werde dafür sorgen, daß ihr ungestört bleibt. Wenn ihr et-was braucht, dann sagt es mir.«

*

Seither hatte er diesen Teil seines Labors nur noch selten und jeweils nur für kurze Zeit betreten. Nicht wegen der beiden Frauen, sondern weil er einige Räume entfernt verbissen an immer neuen Methoden arbeitete, mit deren Hilfe er an die in der Amimotuo enthaltenden Daten heranzukommen gedachte.

Sato Ambush war felsenfest davon überzeugt, daß dieser geheimnisvolle Datenspeicher unzählige Antworten auf ebenso viele Fragen in seinen glitzernden Facetten barg. Antworten und Auskünfte, die die Superintelligenz ES und deren Mächtigkeitsbalancen betraten, geschichtliche Daten, Aufschlüsse über Vorgänge in fernster Vergangenheit.

All das - so glaubte Sato Ambush - war vorhanden, hier, in diesem sogenannten Abstraktspeicher, direkt vor seiner Nase. Aber er kam nicht an all das Wissen heran, und das machte ihn allmählich verrückt. In unregelmäßigen Abständen tauchte er auf und probierte es mit einer seiner neuen Methoden. Jede von ihnen hatte Hand und Fuß, und Dao-Lin-H'ay, selbst von der Amimotuo fasziniert, fieberte jedesmal von neuem mit ihm - und war dann genauso enttäuscht wie er.

Manchmal schimpfte sie mit der Perle Moto, wenn sie mit ihr allein war und niemand sie hören konnte. »Du bist ein undankbares Ding!« sagte sie dann. »Du kannst uns so vieles sagen. Vielleicht kannst du sogar den beiden Frauen das Leben retten. Wenn es stimmt, daß die Zellaktivatoren von ES kommen und du alles mögliche über dieses Wesen weißt - vielleicht weißt du dann auch etwas über die Aktivatoren und die Unsterblichkeit! Also laß uns an dein Wissen heran!«

Aber die Amimotuo kümmerte sich um solche Äppelle genausowenig, wie

sie auf Sato Ambushs zahlreiche Fi-nessen reagierte.

Vielleicht sollte man es auf ein et-was weniger sanfte Tour versuchen! dachte Dao-Lin-H'ay rachsüchtig. Sie wußte, daß sie dazu neigte, die Amimotuo als ein lebendes Wesen zu betrachten und daß dies ausgespro-chen unvernünftig war, aber offenbar waren auch die Nerven einer Kartanin nicht über einen gewissen Grad hin-aus strapazierbar. Außerdem konnte es offensichtlich nicht schaden, da die Amimotuo sich ohnehin nichts daraus mache.

Dao-Lin-H'ay hob die rechte Hand, fuhr die Krallen aus und betrachtete sie nachdenklich.

Es war seltsam - diese besondere Form der Sterbewache schärfte ihre Sinne für gewisse Dinge stärker, als sie es je zuvor erlebt hatte. Sie musterte ihre Krallen mit einer nie gekannten Intensität, hob sie gegen das Licht, suchte nach Reflexen, die auf brüchi-ge Stellen hindeuteten, prüfte die Schärfe der Spitzen und ...

Sie zuckte zusammen, ein kurzes Flackern, eine auf den Bruchteil einer Sekunde beschränkte Veränderung der Beleuchtung.

Im ersten Moment dachte sie, daß es etwas mit der prekären Situation der Organisation WIDDER zu tun hatte, und sie lauschte mit angehaltenem Atem auf das dumpfe Donnern, das einen Angriff auf den Stützpunkt be-gleiten müßte.

Aber sie hörte nichts. Es war absolut still. Die normalen Geräusche drangen nicht bis in dieses Labor vor. Dao-Lin-H'ay blickte auf den Schirm.

Nichts.

Sie sah auf die Perle Moto, dann auf das Kontrollgerät.

Das zeigte auch nichts an.

Auch die Syntronik hatte offensicht-lich nichts gemerkt, denn sonst wäre Sato Ambush alarmiert worden. Und bei einem solchen Alarm hätte Am-bush mit absoluter Gewißheit alles stehen und liegen gelassen, um mit Höchstgeschwindigkeit in diesen Teil des Labors zu eilen. Da er noch immer nicht zur Stelle war, konnte es keine Reaktion gegeben haben,

Und doch war da etwas gewesen...

Dao-Lin-H'ay schoß steil in die Höhe.

Wieder dieses Flackern - kurz und schnell. Und wieder hatte die Syntro-nik es nicht bemerkt und reagierte in-folgedessen auch nicht darauf. Es war, als ob ...

Es ist nicht wirklich! dachte Dao-Lin-H'ay. *Nicht optisch. Es ist nur auf einer Ebene zu bemerken, mit der die Syntronik nichts anfangen kann. Ich sehe es nicht mit meinen Augen, son-dern nur mit meinem Geist.* Sie drehte sich um und blickte in den abgedunkelten Teil des Labors hinüber.

Sie saß in einem Kegel hellen Lichts, der die Amimotou und die da-zugehörige Versuchsanordnung um-gab. Wäre sie ein Mensch gewesen, dann hätte sie allergrößte Schwierig-keiten gehabt, im dunklen Teil des Raumes mehr als ein paar verschwom-mene Konturen wahrzunehmen.

Aber sie war kein Mensch.

Sie sah ganz deutlich Jennifer Thy-ron, die auf einer Liege ruhte und mit weit geöffneten Augen zur Decke starzte. Wenige Meter entfernt saß Ir-mina Kotschistowa, krumm und ge-beugt, als hätte sie an einer schweren Last zu tragen. Und die Hand der Mu-tantin hielt das kleine Steuergerät, mit dessen Hilfe man den Psi-Verstärker ein- und ausschalten konnte. Es war verrückt. Es konnte keinen

Zusammenhang geben. Und doch hat-te Dao-Lin-H'ay keinen Zweifel daran, daß es so und nicht anders war.

Sie wartete - wartete mit jener im wahrten Sinne des Worte unmenschli-chen Geduld, die ihr zu eigen war. Sie hätte Irmina bitten können, den Schalter zu betätigen, um sich Gewiß-heit zu beschaffen, aber sie tat es nicht. Sie hatte Angst, daß sie sich selbst betrügen und sich eine Reak-tion vorgaukeln könnte, wo es in Wirk-lichkeit gar nichts gab.

Und dann bewegte Irmina Kotschi-stowa den Zeigefmger, und Dao-Lin-H'ay die der Perle Moto und dem Kon-trollschild den Rücken zuwandte, fühlte es ganz deutlich: Ein Flackern.

Sie atmete langsam aus und drehte sich um.

»Zeige es mir!« sagte sie zu dem strahlenden Kristall im Mittelpunkt der Versuchsanordnung. Sie sprach sehr leise.

Die Perle Moto reagierte nicht.

Dao-Lin-H'ay beugte sich über eines der Geräte und rief Sato Ambush herbei.

4.

»Sie reagiert auf Hyperimpulse«, sagte Sato Ambush nachdenklich und musterte die Perle Moto. »Warum also nicht auch auf psionische Signale? Es ist schließlich nur eine Frage der Fre-quenz.«

»Willst du es nicht ausprobieren?« fragte Dao-Lin-H'ay mit mühsam ge-zügelter Ungeduld.

»Ich habe fast Angst davor«, mur-melte der Terraner. »Dieses seltsame Ding hat etwas an sich ...« Er verstummte und zog die Schul-tern hoch, als friere er in seinem dünnen, weiß und blau gemusterten Ki-mono.

»Können wir es wagen, Irmina jetzt zu stören?« fragte er unsicher.

Aus dem Halbdunkel drang ein Ge-räusch, das sich wie ein unterdrücktes Schnauben anhörte. Dann näherten sich Schritte, langsam und ungleich-mäßig. Irmina Kotschistowa trat ins helle Licht, blieb stehen und blinzelte, denn ihre Augen hatten Mühe, sich auf die plötzliche Helligkeit einzu-stellen.

»Mir ist nur das eine Bein einge-schlafen«, sagte die Mutantin, als sie Ambushs besorgte Blicke bemerkte.
»Es ist alles in Ordnung.«

Das war eine Lüge, und Dao-Lin-H'ay beobachtete Sato Ambush mit zusammengekniffenen Augen und leicht gekrümmtem Rücken, bereit, ihn augenblicklich zum Schweigen zu bringen, falls er die Absicht zeigte, ei-ne taktlose Bemerkung vom Stapel zu lassen.

Aber Sato Ambush schwieg. Dao-Lin-H'ay hatte den sehr bestimmten Verdacht, daß er im Augenblick mit all seinen Sinnen einzige und allein auf die Perle Moto konzentriert war und keinen einzigen Gedanken an den Zu-stand der Mutantin verschwendete.

»Was ist passiert?« fragte Jennifer Thyron und trat ebenfalls ins Licht.

»Die Perle Moto hat eine Reaktion gezeigt«, erklärte Dao-Lin-H'ay mit leicht fauchendem Unterton. »Und zwar in genau dem Augenblick, in dem Irmina den Psi-Verstärker einge-schaltet hat.«

»Das hat sie schon oft getan«, be-merkte Jennifer Thyron nüchtern.

»Ja, aber sie hat vorhin die Justie-rung geändert.«

Irmina Kotschistowa sah die Karta-nin an und lächelte flüchtig.

»Deine Augen möchte ich haben!« murmelte sie und nickte.

Sato Ambush schaltete die Beleuch-tung im hinteren Teil des Labors ein und musterte die Geräte, die dort auf-gestellt waren.

»Wir sollten vorerst besser nichts daran verändern«, meinte er und wandte sich an die beiden Frauen.

»Ich möchte, daß ihr eure Position wieder einnehmt - und zwar auf den Zentimeter genau. Dao-Lin, du bleibst hier.«

Die Kartenin stellte in einer Mi-schung von Erleichterung und Bitter-keit fest, daß er jetzt tatsächlich nur noch an die Perle Moto dachte. Die Situation der beiden Frauen war ihm völlig entfallen. Er wartete voller Un-geduld darauf, daß seine Anordnun-gen befolgt wurden. Es fehlte eigent-lich nur noch, daß er die beiden zur Eile antrieb, aber glücklicherweise verzichtete er darauf.

»Einschalten!« befahl er, als es end-lich soweit war. »Dao-Lin?«

»Es hat geflackert«, erklärte die Kartenin.

»Gut. Noch mal!«

Er hatte ihnen geholfen, die Geräte zu beschaffen, aufzubauen und zu mo-difizieren, und so kannte er sie genau. Dao-Lin-H'ay sah ihm zu, als er zwi-schen all dem Zeug herumeilte. Der Gürtel seines Kimonos löste sich und fiel zu Boden. Sato Ambush schien es nicht zu bemerken. Wie eine überdi-mensionale Fledermaus flatterte er umher, veränderte die Stellung der Geräte und hantierte an ihnen herum, und nach jeder noch so winzigen Ver-änderung verlangte er eine neue Pro-be. Es schien ihn nicht zu kümmern, daß es sich bei diesen Geräten nur um Verstärker handelte, und daß die ei-gentliche Energiequelle in Irmina Kotschistowas Gehirn steckte und da-mit im Körper einer Frau, die um ihr nacktes Leben kämpfte und nicht eben vor Kraft und Energie nur so strotzte.

Wenn er nicht bald eine Pause ein-legt, werde ich ihn auf Eis legen! dach-te Dao-Lin-H'ay böse, denn sie nahm ihr selbstgewähltes Wächteramt sehr ernst.

Aber in diesem Augenblick schalte-te Irmina Kotschistowa sich wieder in den Kreislauf psionischer Impulse ein, und gleichzeitig hörte Dao-Lin-H'ay ein leises Geräusch.

Diesmal hörte sie es wirklich. Sie hörte es mit ihren Ohren. Es war nicht nur ein Echo in ihrem Gehirn.

»Halt!« rief sie fauchend. »Nichts mehr verändern!«

Sato Ambush hielt mitten in einer Bewegung inne und blieb mit ausge-breiteten Armen stehen - er sah aus wie eine versteinerte Motte. Irmina Kotschistowa wagte kaum zu atmen. Jennifer Thyron hob langsam und vor-sichtig den Kopf.

»Ich glaube, wir haben es ge-schafft«, sagte Dao-Lin-H'ay. »Wir wollen aber besser kein Risiko einge-hen. Bleibt, wo ihr seid - ich zeichne alles auf.«

Der optische Teil der Aufzeichnung war rätselhaft und nicht einzuordnen, was Zeit und Ort dieser Lokalität

be-traf. Den Hintergrund bildete eine Wand, die teils aus gewachsenem, mit groben Werkzeugen bearbeitetem Fels, teils aus künstlich hinzugefüg-tem Mauerwerk bestand. Vor diesem Hintergrund stand ein sehr großer, niedriger Tisch aus schwerem, dunklem Holz. Und auf diesem Tisch befanden sich all die Geräte, die man brauchte, um die Amimotuo anzuspre-chen.

Eine seltsame Mischung: Produkte einer hochentwickelten Technologie, aufgestellt in einer Umgebung, die dem finsternen Mittelalter zu entstam-men schien.

Aber diese optische Komponente schien - zumindest für den Augen-blick - nicht weiter wichtig zu sein. Es war der Bericht, auf den es ankam.

Dieser Bericht stammte von Ernst Ellert. Dao-Lin-H'ay erkannte seine Stimme und seine Sprechweise.

»Ich bin noch immer auf der Suche nach Gesil«, sagte Ernst Ellert. »Ich befinde mich jetzt auf einem Planeten, der von seinen Bewohnern Karapon genannt wird.«

Dao-Lin-H'ay mußte sich an der Tischkante festhalten, um nicht vor Überraschung in die Luft zu gehen. Dies war eines jener Kapitel in der Ge-schichte der Perle Moto, das ihr schon sehr viel Kopfzerbrechen bereitet hat-te. Sie hatte endlos darüber nachge-grübelt, wie - um alles in der Welt -die Karaponiden in den Besitz dieses Kleinods gelangt sein mochten.

»Ich bin ein Gefangener der Karapo-niden«, fuhr Ellert fort. »Aber das ist nicht wichtig.«

Das sieht dir ähnlich! dachte Dao-Lin-H'ay wütend und wünschte sich, sie würde diesem Ellert einmal persönlich begegnen. Dann wollte sie ihm schon klarmachen, daß seine Auffas-sungen darüber, was wichtig und was nicht wichtig war, andere Leute zum schieren Wahnsinn treiben konnte.

»Die Karaponiden«, sagte Ellert, »sind ein Teilvolk der Kartanin. Sie haben einen feudalistischen, kriegeri-schen Weg eingeschlagen. Es sieht je-doch ganz so aus, als hätten sie dies nicht ganz und gar aus eigenem An-trieb getan. Sie hatten einen Lehrmei-ster, den sie wie einen Schutzheiligen verehren. Bei diesem Lehrmeister scheint es sich um einen Terraner zu handeln, oder doch zumindest um ein Wesen, das einem Terraner gleicht. Dieses Wesen nannte sich Simed Myrrh von Lokvorth, und es bezeich-nete sich als Sohn der Kosmokratin Keh-Zil. Ich werde von Karapon flie-hen, und zwar notfalls auch ohne das Bruchstück der Amimotuo. Ich werde in die Milchstraße zurückkehren. Mein nächstes Ziel ist der Planet Lok-vorth.«

Es war totenstill. Sie starnten auf den Bildschirm und warteten, aber da kam nichts mehr, und auch die Stim-me schwieg. Schließlich erlosch das Büd.

»Das ist ungewöhnlich!« sagte Dao-Lin-H'ay sofort. »Ich wette, da steckt noch irgend etwas drin.«

»Wir werden das untersuchen«, ver-sprach Sato Ambush und spielte die Aufzeichnung noch einmal ab. Nach einigem Hin und Her gelang es ihnen tatsächlich, noch einige zusätzli-che Informationen zu bekommen. Demnach mußte das Wesen, das sich Simed Myrrh nannte, um das Jahr 470 NGZ herum in Hangay tätig gewesen sein, und es war damals noch sehr jung gewesen - vielleicht um die zwanzig Jahre alt, sofern man sich auf die Aussagen der Karaponiden zu die-sem Thema verlassen konnte.

»Simed Myrrh von Lokvorth«, mur-melte Sato Ambush. »Sohn der Kos-mokratin Keh-Zil. Damit hat unser Gegner endlich einen richtigen Na-men, wie mir scheint.«

»Bist du sicher?« fragte Jennifer Thyron skeptisch.

»Ein kleiner Rest von Unsicherheit bleibt immer«, erwiderte Ambush nüchtern. »Aber daß das Ganze ein Zufall sein sollte - nein, das wäre allzu

unwahrscheinlich. Keh-Zil - Gesil. Er hat den Namen seiner Mutter auf die kartanische Sprechweise übertragen. Sohn einer Kosmokratin. Wie viele Kosmokratinnen mit ähnlich klingen-den Namen sollen denri da draußen herumschwirren? Und der Hinweis auf Lokvorth ist doch ziemlich ein-deutig. Natürlich könnte es sich um einen ähnlich klingenden Namen ir-gendeines anderen Planeten handeln. Auch ein Ernst Ellert kann sich irren oder sich verhören.«

Er sah nachdenklich vor sich hin, sprang dann plötzlich auf und rannte davon.

»Den hat's erwischt«, kommentierte Irmina Kotschistowa spöttisch.

»Er wird nicht viel erreichen«, sagte Dao-Lin-H'ay nachdenklich. »Ich glaube nicht, daß jetzt irgend jemand Zeit hat, sich mit diesen Dingen zu be-fassen.«

»Wenn Perry davon hört, wird er schon dafür sorgen, daß sich jemand um Lokvorth kümmert«, meinte Jen-nifer Thyron.

»Es dürfte nicht leicht sein, ihn zu erreichen«, erwiderte die Kartanin.

»Du rneinst, er hat zu viel um die Ohren?«

Dao-Lin-H'ay fragte sich einen Au-genblick lang, was Rhodans Ohren mit all dem zu tun haben sollten, aber dann begriff sie, daß es sich wieder einmal um eine dieser seltsamen Re-dewendungen handelte.

Sie hatte sich schon eine ganze Sammlung davon eingeprägt und verwendete sie selbst bei jeder passenden Gelegenheit mit heimlichem Vergnügen.

Sie sah Jennifer Thyron nachdenklich an, dann Irmina Kotschistowa.

»Sie sind sehr beschäftigt«, bestätigte sie und wartete.

»Aber wir sind es nicht«, sagte Jennifer prompt.

Irmina Kotschistowa blickte über-rascht auf.

»Sie werden uns kein Schiff geben«, vermutete sie.

»Lokvorth«, murmelte Jennifer Thyron sehnsgütig. »Dort gäbe es niemanden, der uns kennt.«

»Und niemanden, der euch helfen könnte«, bemerkte Dao-Lin-H'ay.

Die beiden Frauen schwiegen.

Dao-Lin-H'ay seufzte.

»Wenn ihr nach Lokvorth wollt, sollt ihr auch dorthin fliegen«, versprach sie. »Wir werden ein Schiff bekommen.«

Sie sahen sich an. Irmina Kotschistowa nickte langsam. Sie wirkte alt, müde und verbraucht, zu erschöpft, urrf Freude zu zeigen.

Wobei wohl auch gar kein Grund für derartige Gefühlsausbrüche vorhanden war. Was Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron auf dem Plane-ten Lokvorth zu suchen gedachten, das war nicht mehr und nicht weniger als ein Platz zum Sterben.

5.

»Das sind bornierte Hornochsen!« schimpfte Sato Ambush. »Eine Horde verblödeter Idioten!«

Dao-Lin-H'ay blickte ihn an, schier erstarrt vor Staunen, denn so hatte sie diesen Terraner noch nie erlebt. Sato Ambush, dieses Muster an Ruhe, Höflichkeit und Selbstbeherrschung, schimpfend wie ein Rohrspatz.

Allerdings schienen ihm auch sehr schnell die nötigen Worte auszugehen, ein Umstand, der die Kartanin in die-selbst speziellen Fall nicht weiter verwunderte. Es war schon erstaunlich genug, daß Ambush sich zu diesem Ausbruch hatte hinreißen lassen.

Er verstummte abrupt, holte tief Atem und sah sich um. Er schien erleichtert angesichts der Erkenntnis, daß lediglich Dao-Lin-H'ay ihn gehört hatte.

»Wo sind die beiden?« fragte er mißtrauisch.

»Sie haben etwas zu besorgen«, erwiderte Dao-Lin-H'ay vorsichtig.

Sie mochte diesen Terraner nicht belügen, denn er war ihr gegenüber stets offen und ehrlich gewesen, was man durchaus nicht von jedem behaupten konnte. Andererseits hielt sie es für besser, ihm nicht die ganze Wahrheit zu sagen - wenigstens nicht gleich.

Denn Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa waren unterwegs, um ein paar Reisevorbereitungen zu treffen.

Sato Ambush ließ sich in einen Ses-sel fallen und starre die Amimotuo an. Er bot das Bild eines Mannes, der die Welt nicht mehr verstand.

»Was ist passiert?« fragte die Karta-nin behutsam.

»Nichts ist passiert!« knurrte der Terraner. »Das ist es ja gerade!«

»Sie haben keine Zeit«, stellte Dao-Lin-H'ay fest.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu.

»Keine Zeit«, wiederholte er und nickte nachdrücklich. »Alle maßgeblichen Leute sind unterwegs und einfach unerreichbar. Ich wollte mit Rhodan sprechen, mit Atlan, mit irgend jemandem, aber es ist unmöglich.«

»ARINET ist überlastet«, sagte die Kartanin.

»Das behaupten sie jedenfalls«, bestätigte Sato Ambush düster.

»Ich fürchte, daß es der Wahrheit entspricht«, meinte Dao-Lin-H'ay. »Da draußen ist der Teufel los.«

»Na und?« fragte Ambush, und in seiner Stimme schwang unterdrückte Wut mit. »Wir haben hier die wichtig-

ste Information, die wir zur Zeit überhaupt bekommen können, und keiner kümmert sich darum! Was soll man davon halten?«

»Sie sind überlastet, fast schon in Panik«, sagte Dao-Lin-H'ay be-schwichtigend. »Und ich kann das verstehen.«

»Sollen wir hier herumsitzen und Däumchen drehen?« fragte Ambush bitter.

»Wir könnten uns selbst um diese Sache kümmern«, bemerkte Dao-Lin-H'ay vorsichtig.

Der Terraner sah sie an und runzelte die Stirn.

»Ich sehe zwar noch die eine oder andere Chance, noch ein paar zusätzliche Informationen aus dieser Datei herauszufiltern, aber ich fürchte, daß das alles nicht ausreicht«, sagte er. »Hier müssen Nachforschungen ange stellt werden, und zwar sofort. Diese Spur ist sowieso schon alt genug. Wenn wir zu lange warten, verpassen wir möglicherweise die erste und einzige Chance, entweder Monos oder Gesil oder alle beide zu finden!«

»Sie werden nicht auf Lokvorth sitzen und auf uns warten«, gab Dao-Lin zu bedenken. »Die Nachricht in der Perle Moto ist Hunderte von Jahren alt!«

»Aber dieser Simed Myrrh muß von Lokvorth gekommen sein, und Lokvorth war zu jener Zeit eine sehr wohl-habende Welt. Die Lokvorther haben all ihren Reichtum darauf verwendet, das Humanidrom zu bauen. Sie haben sich jahrzehntelang völlig auf dieses Ziel konzentriert.«

»Worauf willst du hinaus?« fragte Dao-Lin-H'ay, als Sato Ambush ver-stummte und in nachdenkliches Schweigen verfiel.

Sie hatte den Eindruck, daß der Ter-raner die Frage gar nicht wahrnahm.

»Datenträger müssen für die Leute von Lokvorth nichts als wertloser Müll sein«, sagte er wie im Selbstgespräch. »Man kann sie nicht essen und nicht zu Werkzeugen oder anderen nützlichen Gegenständen umarbeiten. Wahrscheinlich hat man das ganze Zeug irgendwo gestapelt oder es ein-fach liegengelassen, wo es sich gerade befand. Wer sollte noch ein Interesse daran haben? Das ganze Zeug liegt irgendwo herum. Man braucht es nur zu finden und auszuwerten.«

»Und dann?«

Er zuckte die Schultern.

»Lokvorth war eine zivilisierte Welt. Bevor das Humanidrom diesen Plane-ten ruiniert hat, gab es dort eine funktionierende Bürokratie, wie auf jedem anderen Planeten auch. Man hat Geburtenregister geführt, Personalakten, all diesen Kram. Und wenn wir die entsprechenden Speicher anzapfen könnten, würden wir darin vielleicht etwas über Simed Myrrh finden.«

»Warum tun wir es nicht?«

»Ich habe es schon versucht. Es ist zur Zeit unmöglich, eine Verbindung nahe Lokvorth zu bekommen.«

»Dann fliegen wir eben einfach selbst hin und sehen nach.«

Er starnte sie an.

»Einfach so!« knurrte er sarkastisch.

»Was spräche dagegen?« fragte die Kartanin spöttisch.

»Hast du vergessen, was da draußen los ist? Niemand wird unter den der-zeit herrschenden Bedingungen nach Lokvorth fliegen! Die Leute von WID-DER haben jetzt ganz andere Sorgen.«

»Vielleicht gibt es einen Widder-Stützpunkt auf Lokvorth«, meinte Dao-Lin-H'ay hoffnungsvoll. »Der dürfte dann genauso gefährdet sein wie jeder andere Stützpunkt auch.«

»Es gibt keine Widder auf Lok-vorth«, erklärte Sato Ambush. »Keinen Stützpunkt, keine Agenten, keine Widerstandskämpfer. Es gibt noch nicht einmal Cantaro dort.«

»Keine Cantaro?« fragte Dao-Lin-H'ay überrascht.

»Keinen einzigen«, bestätigte Am-bush. »Ich habe einen alten Bericht gefunden. Ein Wi'dder-Agent war auf Lokvorth und hat sich dort umgesessen. Die Lokvorther interessieren sich nicht für den Widerstand. Sie haben von all diesen Dingen die Nase gestrichen voll. Sie vertreten die Ansicht, daß sie mit dem Bau des Humanidroms ihr Soll erfüllt haben - in jeder Beziehung und auf Jahrhunderte hinaus. Der Planet ist so arm und heruntergekommen, daß selbst die Cantaro ihn offenbar als völlig wertlos eingeschuftet haben. Die Lokvorther sehen die Sache auf ihre eigene Art. Sie fühlen sich frei. Und vielleicht«, fügte der Terraner nachdenklich hinzu, »sind sie das ja auch.«

»Und das Humanidrom?«

»Wird nur von ein paar cantarischen Raumschiffen bewacht. Sie scheinen sich um alles andere nicht zu kümmern. Warum sollten sie auch? Niemand hat offenbar ein Interesse daran, auf Lokvorth zu landen. Wozu auch? Dort gibt es nichts mehr zu holen. Und die Lokvorther haben selbstverständlich keine Raumschiffe, können ihren Planeten nicht verlassen und werden daher nicht überwacht.«

Dao-Lin-H'ay betrachtete den Terra-ner nachdenklich.

Sie hielt sehr viel von ihm. Er war ungemein intelligent, und sie war sicher, daß er des öfteren Gedankengänge folgte, die ein anderer kaum nach-vollziehen, geschweige denn verstehen konnte.

Aber andererseits war er in mancher Beziehung erstaunlich naiv und weltfremd. Dennoch würde er mit Sicherheit Verdacht schöpfen, wenn sie ihm ihr Angebot mache.

Die Frage war nur, ob er diesen Verdacht auch zur Kenntnis nehmen würde. Er verstand sich hervorragend darauf, alles von sich wegzuschieben, was ihm lästig war.

»Ich werde uns eine Möglichkeit verschaffen, nach Lokvorth zu flie-gen«, sagte sie langsam. »Unter einer Bedingung: Wir nehmen Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa mit.«

»Warum?«

»Weil sie Heleios verlassen wollen«, erwiderte Dao-Lin-H'ay lakonisch.

Sato Ambush dachte über diese Antwort nach.

»Gut«, sagte er schließlich. »Ich muß nach Lokvorth - so schnell wie möglich. Und wenn du es schaffst, uns ein Schiff oder eine Passage zu besor-gen, werde ich dich nicht danach fra-gen, wie du es angestellt hast.«

Dao-Lin-H'ay gestattete sich ein kat-zenhaftes Lächeln und entschwand lautlos.

*

Dao-Lin-H'ay stellte fest, daß die Si-cherheitsvorkehrungen im Stütz-punkt Heleios trotz des herrschenden Durcheinanders immer noch bestens funktionierten.

Es wäre dennoch möglich gewesen, ein Schiff zu stehlen, und Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa hät-ten mit Sicherheit keine Einwände er-hoben, von Sato Ambush ganz zu schweigen.

Aber sie mußte ein paar Dinge be-denken. Zum Beispiel die Tatsache, daß Jennifer und Irmina auf dem Rückflug mit großer Wahrscheinlich-keit nicht mehr dabei sein würden.

Wetin es also anders ging, war Dao-

Lin-H'ay zu nahezu jedem Zugeständ-nis bereit.

Sie begab sich in die Befehlszentra-le, stellte aber fest, daß dort nur Leute arbeiteten, denen sie nie zuvor begeg-net war. Sie sah kein einziges Gesicht, das sie kannte.

Sie fragte einen Terraner nach dem-jenigen, der zur Zeit das Kommando über den Stützpunkt führte. Der Ter-raner winkte hektisch zu einem hoch-gewachsenen Akonen hin. Dao-Lin-H'ay musterte diesen Akonen einge-hend. Der Mann blickte unwirsch zu ihr auf.

»Was willst du hier?« fragte er schroff. »Los, rede schon. Ich habe wenig Zeit.«

»Ich bin Dao-Lin-H'ay«, sagte die Kartanin. »Und ich brauche ein Raumschiff.«

Der Akone lachte.

»Sonst noch was?« fragte er und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

»Willst du mich nicht wenigstens fragen, wozu ich das Raumschiff brau-che?« fragte Dao-Lin-H'ay.

Der Akone hatte offenbar nie zuvor Kontakt zu Angehörigen aus dem Volk der Kartanin gehabt. Er reagierte weder auf den gefährlich sanften Ton-fall, noch auf die deutlich sichtbaren Krallen.

»Verschwinde!« fauchte er ungedul-dig. »Wachen! Schafft mir diese Ver-rückte vom Hals.«

Dao-Lin-H'ay fuhr ihre Krallen zu voller Länge aus und nahm eine kampfbereite Haltung ein. Ein Terra-ner und ein Blue, die sich ihr zuge-wandt hatte, schraken unwillkürlich vor ihr zurück.

»Röhrt mich nicht an!« warnte die Kartanin leise.

Für einen Augenblick wurde es still um sie herum. Der Akone starre sie fassungslos an. Dann winkte er ärger-

lich ab, und die beiden Wachen zogen sich erleichtert zurück.

»Ich kann dir ,kein Schiff geben, weil ich keines habe«, sagte der Ako-ne. »Wozu brauchst du es überhaupt?« »Ich muß nach Lokvorth fliegen.« »Völlig unmöglich. Wenn du mir ein anderes Ziel genannt hättest, würde ich dir empfehlen, dich zu einem der Einsatzkommandos zu melden. Dann könnte man dich zwischendurch auf irgendeinem Planeten absetzen, und du hättest die Chance, dir dort eine Passage zu suchen. Aber nach Lok-vorth fliegt niemand.«

»Trotzdem muß ich dorthin. Es ist wichtig. Es geht um den Gegner, dem wir all diesen Ärger hier zu verdanken haben.« Der Akone starre sie an.

»Vor einer Weile war ein Mann hier«, sagte er gedehnt. »So ein kleiner Bursche mit einem kugelrunden Kopf. Der hat hier herumgeschrien und auch etwas von einem Schiff und von Lokvorth gefaselt. Ich nehme an, du kennst ihn?«

»Dieser kleine Bursche mit dem runden Kopf«, sagte Dao-Lin-H'ay langsam, »ist Sato Ambush - ein enger Vertrauter Perry Rhodans und mit Si-cherheit einer der genialsten Wissen-schaftler, die es zur Zeit in der Milch-strasse gibt!«

»Ja, richtig«, nickte der Akone. »Das hat er mir auch gesagt. Nicht gerade wortwörtlich, aber dem Sinn nach dürfte es hinkommen.«

»Und?«

»Und was?«

»Willst du nicht wenigstens an-standshalber so tun, als hättest du die Absicht, dich mit unseren Wünschen zu befassen?«

»Dazu habe ich keine Zeit.«

Sprach's und wandte sich wieder seinen diversen Kontrollgeräten zu.

Dao-Lin-H'ay war nahe daran; zu ex-plodieren. Aber dann sah sie sich um und entdeckte viele erschöpfte Ge-sichter, hörte Notrufe und Kursanwei-sungen, Durchsagen und Warnsignale, und sie begriff, daß sie hier keinen Er-folg haben würde.

Hier war offenbar eine Notbesat-zung am Werk, die ständig am Rand der totalen Überlastung dahinlavierte und obendrein nichts oder nur sehr wenig über die Mitglieder der Tarkan-Flotte im allgemeinen und deren Pro-bleme im besonderen wußte.

Sie blickte auf ihre Hände hinab, spreizte die Krallen und dachte nach. Nein, das hatte keinen Zweck. Sich hier Respekt zu verschaffen, das würde Zeit kosten und das Durch-einander nur noch vergrößern. Außerdem würde sie diese Leute nur unnö-tig irritieren. Sie hatten ohnehin alle Hände voll zu tun, und es war deutlich zu erkennen, daß sie auch so schon Mühe hatten, ihre Arbeit zu bewälti-gen. Dies war mit Sicherheit auch nicht der richtige Augenblick, den Wissensstand dieser Leute aufzubes-sern. Und wenn sie sie anbrüllte, machte sie sich nur lächerlich.

Andererseits mußte es hier auch noch ein paar kompetentere Leute ge-ben. Sie konnten Heleios nicht einfach verlassen haben. Wenigstens einige von ihnen mußten in Reichweite sein. Dao-Lin-H'ay verließ die Befehls-zentrale und suchte sich draußen ein ruhiges Plätzchen. Dann wandte sie sich an die Syntronik.

»Ich möchte eine der folgenden Per-sonen sprechen«, sagte sie und nannte mehrere Namen.

»Es tut mir leid, aber keine dieser Personen ist zur Zeit erreichbar«, er-klärte die Syntronik sanft und freund-lich.

»Benachrichtige mich, wenn einer von ihnen eintrifft!«

»Nenne mir bitte deinen Namen.«

»Dao-Lin-H'ay.«

Sie konnte sich denken, daß auch Sato Ambush es bereits auf diese Wei-se versucht hatte, und darum verdäch-tigte sie die Syntronik auch gar nicht erst irgendwelcher fauler Machen-schaften. Die Syntronik hätte ohnehin nichts dafür gekonnt.

Wenn es auf dem offiziellen Weg nicht ging, mußte sie es vielleicht doch hintenherum versuchen. Sie orientierte sich kurz und ging in Rich-tung auf den nächsten Hangar. Kurz bevor sie dort ankam, meldete sich die Syntronik.

»Homer Adams ist soeben einge-troffen.«

»Wo?« fragte Dao-Lin-H'ay hastig.

»Die QUEEN LIBERTY ist außerhalb des Stützpunkts gelandet. Wünschst du eine Verbindung?«

»Ja.«

Sie wartete. Es dauerte fast eine Mi-nute. Dann endlich meldete sich Ho-mer Adams. Er erkannte sie sofort, und er lächelte, aber er wirkte gehetzt und müde.

»Ich brauche deine Hilfe«, sagte Dao-Lin-H'ay und verzichtete auf alle Höflichkeitsfloskeln.

»Wenn ich dir helfen kann, werde ich es tun«, versprach Adams.

»Ich brauche ein Raumschiff.*

Adams sah aus, als werde er im nächsten Moment einen hysterischen Lachanfall bekommen.

»Alles, was du willst«, sagte er sar-kastisch. »Such dir eines aus.«

»Ich meine es ernst!«

Adams schüttelte resignierend den Kopf.

»Alles, was fliegen kann, ist im Ein-satz, und trotzdem reicht es hinten

und vorne nicht«, sagte er. »Ich kann dir kein Schiff...«

»Es geht um Gesil, Rhodans Frau!« fiel Dao-Lin-H'ay ihm ins Wort, denn sie wußte, daß Adams drauf und dran war, das Gespräch einfach abzubre-chen. »Und um Monos.«

Adams zögerte.

»Die Perle Moto hat uns einen Hin-weis geliefert«, fuhr Dao-Lin-H'ay fort. »Es betrifft einen Mann, der sich Simed Myrrh von Lokvorth nennt und sich als Sohn der Kosmokratin Keh-Zil bezeichnet.«

»Du sprichst diesen Namen sehr seltsam aus.«

»Es ist die kartanische Form«, er-klärte Dao-Lin-H'ay kurz angebun-den. Ihr war gerade eben eingefallen, daß es unter den gegebenen Umstän-den nicht sehr ratsam sein mochte, auf das Alter und die Herkunft der Infor-mationen hinzuweisen. So, wie die Dinge auf Heleios standen, würde Adams

sonst womöglich zu dem Schluß kommen, daß es so eilig nicht sein konnte, einem derart vagen Hinweis nachzujagen. Nach all den Jahr-hunderten - so würde er sagen - kam es jetzt auf ein paar Tage mehr oder weniger auch nicht mehr an.

Adams musterte sie mißtrauisch. Er kannte sie schon aus der Zeit, als die Kartanin und die Galaktiker sich noch darum gestritten hatten, wer von ih-nen das Recht haben sollte, den von den Nocturnen abgesonderten Para-tau zu nutzen. Dao-Lin-H'ay hoffte, daß er sich nicht ausgerechnet jetzt an die Husarenstückchen erinnerte, mit denen sie damals etliche Leute in Atem gehalten hatte.

»Da wäre ein Schiff«, sagte er nach langem Zögern. »Aber es könnte mit einen Risiko verbunden sein, es zu be-nutzen.« »Was ist das für ein Schiff?«

»Die ANDRASSY.« Dao-Lin-H'ay sah ihn überrascht an. Die ANDRASSY war ein Kugelrau-mer mit einem Durchmesser von zwei-hundert Metern. Die Beherr-scher der Milchstraße hatten dieses Schiff - mit dem geklonten Harold Nyman an Bord - zu der im Leerraum vor Han-gay treibenden BASIS geschickt. In einem Hangar der BASIS hatte das Schiff den Rückflug in die Milchstra-ße mitgemacht. Es enthielt keinerlei technische Geheimnisse.

»Das Schiff hat einen Gewaltflug hinter sich, und es ist in keinem sehr guten Zustand«, sagte Adams.

»Die Bewaffnung ist miserabel. Aber es kann von einer sehr kleinen Crew ge-flogen werden, und mit einem Flug nach Lokvorth und zurück sollte es fertig werden.«

»Ich nehme es«, erklärte Dao-Lin-H'ay kurz entschlossen. »Aber das Schiff alleine nutzt mir nicht viel. Ich brauche ein paar Leute und eventuell auch einige Materialien.«

»Du hast Vollmacht, dir all das zu beschaffen«, erwiderte Adams. »Aber die Mannschaft mußt du dir selbst zu-sammensuchen.«

Das hörte Dao-Lin-H'ay nicht un-gern, denn auf diese Weise blieb es ihr erspart, sich mit Adams wegen • der beiden Terranerinnen auseinanderzu-setzen. Sie hielt es für durchaus mög-lich, daß Adams Bedenken hatte, zwei todgeweihte Frauen unter derart unsi-cheren Begleitumständen einfach da-vonfliegen zu lassen.

»Danke«, sagte sie. »Ich werde es schon schaffen.«

6.

Hätte Dao-Lin-H'ay die Möglichkeit gehabt, sich gezielt nach einem ruhi-gen Ort für ihre beiden Schützlinge umzusehen, dann wäre sie ganz sicher nicht ausgerechnet auf den Planeten Lokvorth verfallen. Ganz im Gegen-teil: Sie hätte einen weiten Bogen um diese Welt gemacht. Als Kartanin liebte sie die Kälte. Und Lokvorth war alles andere als ei-ne wohltemperierte Paradieswelt. Die-ser Planet war heiß wie die Hölle, naß und dampfend, und außerdem stank es dort infernalisch. Dar war jedenfalls Dao-Lin-H'ays Meinung.

Sie hatten keine Schwierigkeiten gehabt, den Planeten zu erreichen. Nichts und niemand hatte sie aufge-halten. Im Orbit, in der Nähe des Hu-manidroms, schwebte ein halbes Dut-zend Cantaro-Schiffe, aber die schie-nen nur einen dekorativen Wert zu ha-ben. Sie hielten sich an festen Positio-nen auf und rührten sich nicht. Die Mannschaften an den Ortern waren entweder blind und taub, oder sie in-teressierten sich nicht für ihre Arbeit. Aber dieser Eindruck konnte natür-lich auch sehr trügerisch sein.

Die ANDRASSY verbarg sich im Ortungsschutz der Sonne Scarfaaru, und Dao-Lin-H'ay, Sato Ambush, Ir-mina Kotschistowa und Jennifer Thy-ron machten sich mit einem Beiboot auf die letzte Etappe. Fünf Mitglieder der schnell zusammengewürfelten Mannschaft ihres Schiffes begleiteten sie.

Sie besaßen Unterlagen über den Planeten Lokvorth, aber ihnen war selbstverständlich bewußt, daß all ih-re Informationen veraltet waren. Was das im konkreten Fall bedeutete, merkten sie allerdings erst, als sie ih-ren mit Bedacht und Scharfsinn aus-gewählten Landeplatz erreichten.

Eigentlich sollte dies ein Farmge-biet sein. Früher - so hieß es in den ihnen vorliegenden Berichten - hatte es hier zahlreiche Gehöfte gegeben, weit verstreut und von Wiesen und Feldern umgeben. Zu jener Zeit, als der Bericht geschrieben worden war, war Lokvorth bereits ein armer Planet gewesen, aber in dieser Gegend hatten die Menschen immer noch ein recht angenehmes Leben führen können.

Vor allem aber hatten sie hier, in die-ser Gegend, fast ausschließlich irdi-sche Nutzpflanzen angebaut und ganz normales Getier gezogen - keine jener exotischen Hybriden, für die Lok-vorth einst so berühmt gewesen war.

So faszinierend die Produkte der lokvorthischen Evolution auch sein mochten - viele von ihnen waren der menschlichen Gesundheit nicht sehr zuträglich. Andererseits bildeten sie die Basis für den einstigen Reichtum dieses Planeten. Und niemand, der seinen Verstand beieinanderhatte, schlachtete die Gans, die die goldenen Eier legte.

Lokvorth war nie sehr dicht besiedelt gewesen. Die heimische Natur hatte reichlich Platz gehabt, und man war sehr darauf bedacht gewesen, die-sen Zustand aufrechtzuerhalten. Die Abgrenzung und Sicherung der Ansiedlungen war leicht gewesen, solang genug Energie zur Verfügung gestanden hatte. Das war mittlerweile nicht mehr der Fall, und so war von den gepflegten Feldern nichts mehr zu sehen. Statt dessen breitete sich hier ein brodelnder, schier undurchdringlicher Dschungel aus.

Ein Platz zum Sterben ist dies ganz gewiß, dachte Dao-Lin-H'ay schaudernd. Fragt sich bloß, auf welche Weise einen hier der Tod ereilt. Ich persönlich könnte mich für ein friedliches Ende einen angenehmeren Ort vorstellen als den Rachen eines wilden Tieres oder die Verdauungsgänge einer fleischfressenden Pflanze.

Wobei auf Lokvorth von den Pflanzen größere Gefahren ausgingen als von den Tieren, und dieser Gedanke berührte die Kartenin ganz besonders unangenehm.

Im Schutz der Nacht flogen sie in geringer Höhe über weite Dschungel-gebiete und einen im Sternenlicht glitzernden Meeresarm, bis sie in die Nähe der einzigen großen Stadt auf die-sem Planeten kamen. In einem ehemaligen Naherholungs-gebiet landeten sie. Auch hier wucherte der Dschungel. Immerhin schienen sie hier sicher zu sein, und so ließen sie das Beiboot — eine Shift-Neukonstruktion ohne Raupenketten, eine eigens für solche Einsätze von den Wid-dern modifizierte Version - im Dickicht und in der Obhut ihrer fünf Be-gleiter zurück und machten sich zu viert auf den Weg nach Lokvorth-Therm. Sie verzichteten auf die SERUNS. Es war ihnen längst klar geworden, daß sie sich nicht in diesem Aufzug in die Stadt hineinwagen durften - jeder hätte sie angestarrt, und sie hätten Aufsehen erregt. So etwas sprach sich schnell herum. Auch wenn sich auf Lokvorth offiziell keine Cantaro her-umtrieben, so konnte man doch die Möglichkeit nicht ganz ausschließen, daß es hier Spione und Zuträger gab. Darum behielten sie nur ihre Sprech-funkgeräte und ein paar Kleinigkeiten bei sich, die ihnen eventuell von Nutzen sein könnten.

Als sie die Unterlagen über Lok-vorth studiert hatten, war ihnen auch klar geworden, daß es dort mittlerweile wohl kaum noch brauchbare Verkehrsverbindungen geben konnte. Andererseits konnte man Irmina Ko-tshistowa und Jennifer Thyron keine

ausgedehnten Fußmärsche zumuten. Also hatten Dao-Lin-H'ay und Sato Ambush während des Fluges einen kleinen Gleiter entsprechend hergerichtet. Er war natürlich in jeder Beziehung voll funktionstüchtig, aber wer ihn sah, würde ihn für einen mühsam dahintuckernden Schrotthaufen halten.

Derart ausgerüstet machten sie sich auf den Weg.

Lokvorth-Therm war einst eine prächtige Stadt gewesen, und das sah man ihr noch heute an. Je näher sie der Stadt kamen, desto deutlicher wurden jedoch die Zeichen des Verfalls, und am Ende bot sich ihnen die Stadt als eine heruntergekommene Ansammlung von Ruinen dar. Die hohen Gebäude, die aus der Ferne noch einen Eindruck von vergangener Größe vermittelten, entpuppten sich als jämmerliche Stümpfe ehemals gigantischer Türme, in deren Trümmern struppiges Unkraut dahinvegetierte. Die Straßen waren aufgebrochen, und die einst so farbenprächtigen Parks und Grünanlagen glichen dem wuchernden Dschungel, in dem sie das Beiboot zurückgelassen hatten.

Und doch war diese Stadt nicht tot -ganz im Gegenteil.

Im Schutz zerbröckelnder Gebäude duckten sich allerlei seltsame Behausungen: Häuser und Häuschen, Buden und Baracken, Hütten und Lauben, zusammengezimmert, aus losen Steinen aufgeschichtet, aus allerlei ansonsten unbrauchbarem Gerümpel zusammengestapelt, mit Plastikfetzen gegen den Regen abgedichtet oder so-gar mit Gras und Blättern gedeckt. Zwischen Betonbrocken und Mauer-resten lagen winzige Bodenflächen, gereinigt und mit mühsam herange-tragenem Humus gefüllt, und in die-sen »Gärten«, oft kaum größer als eine

Tischfläche, geschützt vor den heftigen Übergriffen der wesentlich robusteren heimischen Flora, gediehen Obst und Gemüse, manchmal sogar Blumen.

Und sauber war diese Stadt!

Kein Papierfetzen, kein Stückchen Folie, keine Plastikplane flatterte über die teilweise überwucherten Straßen. Wo die Gebäude noch ganz oder teilweise bewohnbar waren, sah man geradezu künstlerisch anmutende Fenster, die aus allen möglichen mehr oder weniger durchsichtigen Materialien zusammengefügt waren. Wo der Zerfall bereits zu weit fortgeschritten war, da hatten kundige Hände die Fenster samt den Rahmen sorgsam aus den Wänden gehobelt und ab-transportiert. Türen, Rohre und Leitungen, Wandverkleidungen, Lampen, Fußbodenbeläge - nichts war mehr da. Nur die kahlen, nackten Wände boten sich der Verwitterung dar. Selbst aufgespritzte Plastiksichten hatte man fein säuberlich von den Wänden gekratzt. Und manchmal hatte man auch gleich die ganzen Wände abgetragen und Stück für Stück davongeschleppt.

Kein Zweifel: Die Bewohner von Lokvorth-Therm waren keineswegs blindwütige Vandalen, sondern kultivierte Leute, die sich mit Geschick und Sachverstand darangemacht hatten, ihre Stadt nicht etwa zu zerstören, sondern lediglich nach und nach auf eine bodenständigere Ebene zu verlagern.

Was durchaus verständlich war. Denn was nutzte einem eine große, luxuriöse Wohnung dicht unter den Wolken, wenn man zu Fuß hinaufsteigen mußte, und dies mit allerlei Lasten auf dem Buckel, wie zum Beispiel Brennholz oder Wasserkannen, und dann wieder abwärts, beispielsweise mit Kübeln voller Abfälle.

Woran es in dieser Stadt am schlimmsten mangelte, das war Energie, und darum gab es in den himmelhoch aufragenden Bauten keine Aufzüge und erst recht keine Antigravschächte, aber auch kein fließendes Wasser und keinen einzigen funktionierenden Küchenautomaten.

Die Bewohner von Lokvorth hegten jedoch eine unbedingte Vorliebe für gekochte Speisen. Selbst jetzt, am frühen Morgen, wurde in allen möglichen Ecken tmd Winkeln, Ufiter Bögen, Mauerresten und Behelfsdächern gekocht und gebrutzelt, und jede dieser winzigen Küchen fand offenbar ein paar Kunden, die dann einträglich nebeneinander auf simplen Bänken saßen und es sich im ersten Sonnenlicht des frühen Morgens schmecken ließen.

Die Bewohner von Lokvorth schienen allerdings auch eine gewisse Neigung zu einem etwas lockeren Lebenswandel zu verspüren. Gegen ein kräftiges Frühstück war gewiß nichts einzuwenden, aber so mancher konsumierte offenbar statt dessen eine flüchtige Mahlzeit mit ausgesprochen hochprozentigen Gängen, und viele schienen ihren Appetit dabei nicht so recht zügeln zu können.

Die Folgen waren vielfältig: Vom sanften Schwips bis zum ausgewachsenen Rausch waren alle Stadien der Trunkenheit vertreten. Lokvorth-Therm am Morgen war wie eine Demonstration zum Thema »Gefahren des Alkoholmissbrauchs«.

Natürlich beeinträchtigte der viele Alkohol auch das werte Befinden der Lokvorther, vor allem aber machte er sie müde. Und so verschwanden sie von den heruntergekommenen Straßen und verkrochen sich irgendwo in den unergründlichen Winkeln dieser immer noch riesigen Stadt. Als bald war keine lebende Seele mehr zu erblicken.

Während sich all dies abspielte, hielten die vier Besucher sich unauffällig im Hintergrund, denn ehe sie sich mit solch bezeckten Nachschwärmern einließen, wollten sie doch lieber erst einmal darauf warten, daß die verünftigeren Leute zum Vorschein kamen.

Die aber ließen sich Zeit. Sie schienen nicht die geringste Lust zu haben, sich in den Straßen blicken zu lassen. Statt dessen wankten gelegentlich mehr oder weniger volltrunkene Nachzügler vorbei, die mit deutlich verminderter Manövrierfähigkeit ihren Unterkünften entgegenschlängerten.

»Nun, irgendwo werden wir wohl noch jemanden finden können, der bereit ist, uns ein paar Auskünfte zu er-teilen«, meinte Sato Ambush mit unerschütterlicher Zuversicht.

Aber allmählich wurde ihnen klar, daß ganz Lokvorth-Therm sich zur Ruhe begeben hatte.

»Ich schätze, ich weiß jetzt, was hier los ist«, sagte Dao-Lin-Hay schließlich. »Denen fehlt es an Energie, und dementsprechend können sie auch die Klimaanlagen nicht mehr in Betrieb halten. Am Tage ist es ihnen zu heiß. Also haben sie ihre Aktivitäten in die Nachtstunden verlegt.«

»Und das mit ganz erstaunlicher Konsequenz«, nickte Jennifer Thyron und lächelte. »Das gefällt mir.

Diese Leute hier scheinen begriffen zu haben, wie man mit Dingen umgeht, die sich nicht ändern lassen.«

»Ich habe keine Lust, hier länger als unbedingt nötig herumzusuchen«, erklärte Sato Ambush kategorisch. »Den Unterlagen zufolge lag das Verwaltungszentrum neben dem Universitätsgelände. Wir werden uns dort umsehen. Vielleicht finden wir auch ohne die Hilfe der Lokvorther, was wir suchen. Wenn ich mir das hier so anschehe, glaube ich, daß wir auf eigene Faust sogar viel schneller ans Ziel kommen.«

Also suchten sie nach dem Verwaltungszentrum.

Das Universitätsgelände mit seinen großzügigen Grünanlagen hatte sich in einen wuchernden Dschungel verwandelt, aus dem die Überreste der großen Gebäude wie sonnengebleichte Klippen in den Himmel ragten.

»Das sieht nicht gut aus«, murmelte Irmina Kotschistowa.

Sato Ambush ignorierte diese Bemerkung.

»Das Verwaltungszentrum lag dort drüber«, erklärte er und deutete nach Norden.

Sie überflogen das Gelände. Auch hier wucherte die lokvorthische Flora in hemmungsloser Fülle, aber es gab mehrere tunnelartige Wege, die durch das dampfende Dickicht führten. Man hätte diese Wege für

Wildwechsel hal-ten können, aber andererseits hätten es sehr große Tiere sein müssen, die diese Wege getreten hatten. Es war un-wahrscheinlich, daß so große Tiere im Stadtgebiet leben konnten. Also mußten es wohl Menschen gewesen sein, die diese Zugänge zum Verwaltungs-zentrum offenhielten.

Diese Erkenntnis war ermutigend. Trotzdem verzichteten sie vorerst dar-auf, die Dschungelwege zu benutzen, sondern landeten auf dem arg rampo-nierten Dach des Hauptgebäudes. Es war ihnen einfach zu unsicher, das kostbare Fahrzeug irgendeiner Gefahr auszusetzen.

Es war schon erstaunlich genug, daß dieses Gebäude überhaupt noch ein

Dach hatte. Dies war - so hofften sie wenigstens - ein deutliches Zeichen dafür, daß die Lokvorther dem Ver-waltungszentrum mit Respekt gegen-überstanden und wenigstens ein Mini-mum an Sorgfalt darauf verwandten, es zu erhalten und seinen Inhalt zu schützen.

Obwohl eigentlich nicht recht klar war, warum sie das hätten tun sollen. Die hier gelagerten Daten konnten für die Bewohner von Lokvorth wohl kaum noch von Bedeutung sein, und daß hier außerdem auch noch neue Daten gesammelt und gespeichert wurden, mochte selbst der so optimi-stische Sato Ambush nicht recht glauben.

Mit einiger Mühe entdeckten sie ei-nen Zugang zum Innern des Gebäu-des. Welke Blätter hatten sich dort im Windschatten angesammelt, und in der dünnen Humusschicht wurzelte eine emsigrankende Pflanze, die offen-bar der Ansicht war, daß sie durch ih-re bloße Anwesenheit auch gewisse Rechte erworben hatte. Als Dao-Lin-H'ay eine der langen Ranken zur Seite schieben wollte, stellte es sich heraus, daß dieses Gewächs auch durchaus willens war, seine Rechte zu vertedi-gen. Es sonderte aus seinen unzähligen, winzigen Drüsenhaaren kleine Tröpfchen einer infernalisch stinken-den Flüssigkeit ab, die wohl jeden tie-rischen Interessenten erfolgreich ver-trieben hätte.

In diesem Fall waren die Bemühun-gen der Pflanze allerdings nicht von Erfolg gekrönt. Der Katanin sträubte sich zwar das Fell, und ste nieste mehrmals heftig, aber das hinderte sie nicht daran, beherzt in das stinkende Gewirr hineinzugreifen und die Ran-ken energisch zur Seite zu räumen.

Das gefiel der Pflanze gar nicht, und sie stank noch heftiger. Dieser Ge-stank war wie eine undurchdringliche Wolke. Während sich Dao-Lin-H'ay mit der hinter den Ranken verborge-nen Tür beschäftigte, stellte es sich heraus, daß die stinkende Wolke auf andere Wesen sehr anziehend wirkte: Mit lautstarkem Gebrumm schossen ganze Scharen von ziemlich garstig aussehenden kleinen Ungeheuern heran.

»Verdammt, beeile dich!« rief Jenni-fer Thyron erschrocken, denn sie er-wartete nichts anderes, als daß diese faustgroßen Insekten sich mit ihren blitzenden Giftstacheln umgehend auf die vier Menschen stürzen wollten.

»Ich tue, was ich kann«, knurrte die Katanin. »Die Tür ist verklemmt. Warum paralysiert ihr die Biester nicht?«

Aber das erwies sich als überflüssig, denn es zeigte sich, daß die Insekten es keineswegs auf die Menschen abge-sehen hatten. Der grauenhafte Ge-stank schien sie vielmehr in einen Zu-stand sinnloser Raserei zu versetzen, die jedem zufällig in der Nähe befind-lichen Artgenossen galt. Als die ersten toten Insekten zu Boden fielen, scho-ben sich feine Würzelchen zwischen den welken Blättern hervor und zerrten die Tiere in die dünne Bodenkru-me hinab.

Dao-Lin-H'ay gab das Gefummel an der Tür auf und versetzte dem wider-spenstigen Ding einen kräftigen Tritt. Die Tür fiel mit lautem Gepolter nach innen. Dao-Lin-H'ay stieg darüber hinweg.

»Kommt!« rief sie dann. »Hier ist al-les in Ordnung.«

Sie drückten die Tür von innen wie-der in den Rahmen hinein. Dann sa-hen sie sich nach einer Treppe um, denn der Antigravschacht funktio-nierte selbstverständlich nicht mehr.

Glücklicherweise hatten sich die

Lokvorther beim Bau dieses Gebäudes an altehrwürdige Sicherheitsbe-stimmungen gehalten und abseits des Antigravschachts für den Notfall ei-nen Treppenschacht eingebaut. Er war zwar in einem miserablen Zu-stand, aber man konnte ihn zur Not noch benutzen.

Dao-Lin-H'ay ging voran, räumte al-lerlei Hindernisse aus dem Weg und prüfte die Festigkeit der Stufen. Die anderen folgten ihr, immer dicht an der Wand entlang, denn diese Treppe war bröckelig und unsicher. Während sie sich abwärts tasteten, kamen sie an verschiedenen Zugän-gen zu den einzelnen Stockwerken vorbei. Die meisten Zugänge waren offen - die Bewohner von Lokvorth-Therm hatten die Türen längst davon-geschleppt. Das gleiche galt für die In-neneinrichtung. Alle Räume, die sie begutachteten, waren kahl und leer. Es war schon verwunderlich, daß man wenigstens die Fenster unberührt ge-lassen hatte.

Ihre Erwartungen wurden durch diese Umstände arg gedämpft.

»Bleibt hier und wartet«, sagte Dao-Lin-H'ay schließlich, denn sie sah, daß Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron bereits recht erschöpft waren. Sato Ambush war an Forschungen dieser Art auch nicht gewöhnt und blickte verdrossen drein.

Die Kartenin wartete nicht auf den unvermeidlichen Protest, sondern lief einfach los. Alleine kam sie schneller voran, und es dauerte kaum eine halbe Stunde, da kehrte sie wieder zurück.

»Hier gibt es nichts mehr, was uns bei unserer Suche helfen könnte«, erklärte sie.

»Es kann nicht alles verschwunden sein!« protestierte Sato Ambush.

Dao-Lin-H'ay musterte ihn wortlos.

Sie hielt es für überflüssig, ihre Feststellung noch einmal zu wiederholen. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß es die Lokvorther waren«, murmelte Jennifer Thyron. »Hast du Spuren gefunden? Vielleicht hatten die Cantaro ihre Hände im Spiel.«

»Das wäre möglich«, räumte die Kartenin ein. »Ich habe zwar nichts gefunden, was auf ein Eingreifen der Cantaro hinweisen könnte, aber das hat nicht viel zu sagen. Nur eines ist sicher: Dieses Gebäude wurde systematisch ausgeräumt. Die Art und Weise, in der das geschah, deutet meiner Meinung nach eher auf die Lokvorther hin. Sie haben alles davongeschleppt, was nicht niet- und nagelfest war.«

Sie lächelte insgeheim über diese terranische Redewendung.

»Es lohnt sich nicht, noch weiter hier herumzustöbern«, fügte sie hinzu. »Wir müssen es bei den Bewohnern dieser Stadt versuchen.«

Den beiden Terranerinnen war anzusehen, daß ihnen diese Aussicht gar nicht unangenehm war. Sato Ambush dagegen war sichtlich enttäuscht.

Oben auf dem Dach war die stinkende Rankenpflanze noch hinreichend damit beschäftigt, ihre Beute zu verzehren. Sie kümmerte sich nicht um die Störenfriede und verzichtete darauf, weiteren Gestank zu produzieren. Dao-Lin-H'ay wuchtete die Tür in ihre Halterung zurück und verschloß die Ritzen mit Klebefolie. Drinnen war zwar nichts mehr, was unter dem Ein-dringen von Schmutz und Feuchtigkeit hätte leiden können, aber sie wollte nicht dazu beitragen, die Zerstörung dieses Gebäudes zu beschleunigen.

In ziemlich gedrückter Stimmung verließen sie das Verwaltungszentrum und überflogen systematisch die Stadt. Schließlich entdeckten sie ein

Viertel, in dem die Häuser niedriger waren und enger beieinanderstanden. Einige Besonderheiten der Architektur deuteten darauf hin, daß dies ein ehemaliges Künstlerviertel sein mochte. Jetzt schien es der am dichtesten besiedelte Teil der Stadt zu sein -nicht zuletzt deshalb, weil die Häuser leichter zugänglich und dementsprechend besser bewohnbar waren.

Mittlerweile war es Mittag geworden, und die Hitze war schier unerträglich - nicht nur für Dao-Lin-H'ay. Selbst Sato Ambush wischte sich verstohlen den Schweiß vor der Stirn und warf der Kartenin einen fragenden Blick zu.

»Wir werden eine Pause einlegen, bis die schlimmste Hitze vorüber ist«, bestimmte Dao-Lin-H'ay.

Sie landete auf einem freien Platz am Rand des Viertels und steuerte den Gleiter dicht an ein großes Gebäude heran. Dort erhob sich im Schatten der alten Mauern eines dieser kleinen, provisorischen Häuschen, wie man sie überall in Lokvorth-Therm antreffen konnte. Es war offensichtlich bewohnt. Ein Schild über der kleinen, wackeligen Veranda verkündete, daß hier kühle Getränke verkauft wurden.

Oben auf der Veranda standen einfache, hölzerne Stühle um vier primitive Tische herum. Die Blätter einer Rankepflanze raschelten leise in einem schwachen Luftzug, der aus dem Innern des Hauses kam. Sie blickten durch die offene Tür in einen abgedunkelten Raum.

»Hier ist noch geschlossen!« verkündete eine knurrige Stimme.

»Wir möchten uns nur ein bißchen ausruhen«, erwiderte Dao-Lin-H'ay mit einem friedlich schnurrenden Unterton.

»Wir sind kein Hotel!« lautete die Antwort.

»Ach, halt den Mund!« fuhr eine andere, hellere Stimme dazwischen. »Das sind Fremde - siehst du das denn nicht?«

Eine Frau trat aus dem Dunkel des Hauses auf sie zu. Sie trug ein einfaches, kittelartiges Gewand und sah verschwitzt und müde aus. Neugierig musterte sie die Gäste. Schließlich blieben ihre Blicke an Dao-Lin-H'ay hängen.

»Jemanden wie dich habe ich noch nie gesehen«, sagte sie erstaunt. »Woher kommst du?«

»Von weit her«, erklärte die Kartenin ausweichend. »Erlaube uns, hier zu sitzen und zu warten, bis die Hitze vorbei ist.«

»Da kannst du lange warten«, meinte die Frau spöttisch, warf einen Blick auf die beiden Terranerinnen

und kehrte ins Haus zurück. Augenblicke später kam sie wieder und ließ ein schweres Bündel auf den Boden fallen.

»Faß mal mit an!« befahl sie.

Dao-Lin-H'ay war ein wenig beunruhigt, griff aber gehorsam zu und stellte überrascht fest, daß die Bündel sich zu bequemen Hängematten entfalten ließen. Die Lokvortherin befestigte die Hängematten an den Pfosten der Veranda, ging ins Haus und brachte einen Krug und vier Becher nach draußen. Danach zog sie sich wortlos zurück.

»Mit so viel Hilfsbereitschaft hätte ich hier gar nicht gerechnet«, murmelte Jennifer Thyron und roch an den Krug. »Irgendein Saft. Riecht nicht übel.«

Sie tranken etwas, legten sich in die Hängematten und warteten darauf, daß die Sonne Scarfaaru tiefer sank.

7.

Lange Schatten fielen über den Platz, als endlich die ersten Bewohner der Stadt im Freien auftauchten. Die Terraner waren eingeschlafen. Dao-Lin-H'ay dagegen hatte nur vor sich hin gedöst, dabei aber ein waches Ohr auf ihre Umgebung gehabt. Jetzt richtete sie sich auf, trat an das Geländer und betrachtete das Treiben der Lok-vorther. »Frühstück?«

Dao-Lin-H'ay drehte sich um und musterte die Lokvortherin, die an der Tür stand.

Die Frau war der Abstammung nach eine Terranerin. Sie war noch jung, und nach menschlichen Maßstäben war sie wohl sogar hübsch, aber sie gab sich offenbar große Mühe, dies zu verbergen. Sie trug eng sitzende, halb-lange Hosen in so grellem Rot, daß Dao-Lin-H'ay fast davon geblendet wurde, und darüber eine schwarze Bluse mit gepolsterten Schultern, die ihr die Schulterbreite einer Preisrin-gerin verlieh. Ihr Gesicht war weiß angemalt und unter den Augen und an den Wangen violett sehhattiert. Der Kopf war bis über die Ohren kahl geschoren. Dafür ragte auf dem Scheitel ein gigantisches, grellgrünes Haarbüschele auf, dessen einzelne Strähnen wie die Blätter einer Palme nach allen Seiten überhingen und bei jeder Bewegung auf und ab wippten. Dies war sicher nicht dieselbe Lok-vortherin, die vorher die Hängematten auf die Veranda gebracht hatte.

»Wir haben ein paar Vorräte dabei«, sagte sie gedehnt. Sie sah, wie die Lokvortherin die Stirn runzelte, und fügte hinzu: »Aber wir werden dir ger-ne etwas abkaufen - wenn wir es be-zahlen können. Welches Zahlungsmit-tel benutzt ihr hier?«

»Ihr braucht nicht zu bezahlen«, erklärte die Lokvortherin. »Einen Gast wie dich hatte ich noch nie. Das wird Kunden anlocken. Erlaube mir nur, daß ich ein Bild von euch mache.«

Damit war Dao-Lin-H'ay einverstanden.

»Ich heiße Ros«, sagte die Lokvortherin, während sie mit einem nicht besonders sauberen Lappen den Staub von den Tischen wischte. »Mei-ne Freunde nehnen mich Rosie.«

Dao-Lin-H'ay schwieg. Als typische Kartanin neigte sie ohnehin nicht zu übereilten Verbrüderungsszenen, und bei dieser Lokvortherin war sie sich noch längst nicht sicher, wie sie sie einzustufen hatte.

Ros quittierte Dao-Lin-H'ays Schweigen mit einem etwas mißmutigen Seitenblick, entschied dann aber für sich, daß dies kein ausreichender Grund war, die seltsamen, fremden Gäste zu verärgern.

»Warum seid ihr hier?« fragte sie. »Wir suchen nach einer Information«, erklärte die Kartanin und beobachtete besorgt, wie Jennifer Thyron sich in der Hängematte aufsetzte und dabei in jähem Schmerz das Gesicht verzog. »Über einen Mann, der einmal hier auf Lokvorth gelebt hat.« »Wie heißt der Bursche?«

»Simed Myrrh.«

»Nie gehört«, murmelte Ros nachdenklich. »Was wißt ihr noch über ihn?«

Dao-Lin-H'ay fing einen warnenden Blick von Irmina Kotschistowa auf und lächelte beruhigend.

»So gut wie nichts«, erklärte sie. »Außer daß er um das Jahr vierhundertsiebzig von hier verschwunden sein dürfte.«

Die Lokvortherin starnte sie mit off-fenem Mund an. Schließlich verzog sie ihr Gesicht zu einem unsicheren Lächeln.

»Plutokraten!« murmelte sie.

Es klang abwertend, fast verächtlich.

Dao-Lin-H'ay lauschte dem fremden Wort nach und wandte sich hilfesuchend nach den Terranern um.

»Plutokraten sind Menschen, die durch ihren Reichtum und ihren Besitz Macht ausüben«, erklärte Jennifer Thyron und stellte vorsichtig die Füße auf den Boden.

»Irrtum!« knurrte eine Stimme von der Tür her. »Plutokraten sind widerliche Kriecher, die alles an sich raffen, was sie finden können. Macht - das ist das, wovon sie vielleicht träumen, aber sie werden sie nicht bekommen. Nicht hier. Dafür sorgen anständige Leute.«

»Das ist Sam«, erklärte Ros ziemlich abfällig. Und zu Dao-Lin-H'ays gro-ßem Vergnügen fügte sie hinzu: »Sei-ne Freunde nennen ihn Samy.«

Sam war groß und ziemlich dick. Seine Kleidung bestand aus einer äu-ßerst knapp geratenen Hose und eini-gen schwarzen Riemen, die er kreuz-weise um seine Schenkel gewickelt hatte. In seiner rechten Wange steckte ein schwarzer Nagel mit rundem Kopf. Sein Haar war teilweise gescho-ren. Die verbliebenen Strähnen waren blau gefärbt und standen steif wie Sta-cheln nach allen Seiten von seinem Schädel ab.

»Wir waren im Verwaltungszen-trum«, bemerkte Sato Ambush, der die beiden Lokvorther mißtrauisch beobachtete, an seiner Kleidung her-umzupfte und - Dao-Lin-H'ay wußte es - allen Ernstes darüber nachdachte, ob er fragen solle, wo man hier ein Bad nehmen könnte. Aber noch während er sich mit dieser Frage herumschlug, entdeckte er ein paar Kinder, die mit lautem Geschrei in einer Pfütze her-umtobten, und dieser Anblick schreckte ihn offensichtlich ab. Wahrscheinlich wußte er nicht, wie er rea-gieren sollte, falls man ihm ebenfalls diese Badegelegenheit empfehlen soll-te. Wahrscheinlich hätte er es aus Höf-lichkeit nicht abzulehnen gewagt. An-dererseits war es undenkbar, sich Sato Ambush in diesem schlammigen Tümpel vorzustellen. Sam ahnte nichts von Ambushs Nöten.

»Verwaltungszentrum?« wiederhol-te der Lokvorther verblüfft, als hande-le es sich um ein für ihn völlig fremd-artiges Wort. »Wo soU das sein?«

»Neben dem Universitätsgelände«, erklärte Ambush ungeduldig.

»Nur Plutokraten kriechen da her-um«, knurrte Sam und spuckte aus.

Ros funkelte ihn wütend an. Er zuckte die Schultern und kratzte sich ungeniert den Bauch.

»Ist doch wahr!« murmelte er.

»Dann waren es die Plutokraten, die dort alles weggeschleppt haben?« ver-mutete Sato Ambush.

»Wer sonst?« knurrte der Lokvor-ther. >»Wo bleibt das Frühstück?«

»Eines Tages serviere ich dir ein Frühstück, an dem du ersticken wirst!« fauchte seine Gefährtin zornig und wandte sich an Dao-Lin-H'ay, die es ihr offensichtlich angetan hatte. »Wagt es ja nicht, zu verschwinden, bevdr ich ein Bild von euch habe!«

Dao-Lin-H'ay blickte ihr nach und betrachtete dann demonstrativ ihre Krallen. Jennifer Thyron beobachtete sie lächelnd.

»Nicht aufregen«, empfahl sie leise.

»Wo finden wir diese Plutokraten?« fragte Sato Ambush ungeniert den Lokvorther.

Aber Sam schien keine Lust mehr

zu haben, sich weiter mit den Ffern-den zu unterhalten.

»Überall und nirgends«, brummte er undeutlich vor sich hin. »Ihr werdet sie sicher finden. Sucht einfach nach Leuten, die euch ähnlich sind.«

»Ich glaube nicht, daß wir hier noch viel erfahren«, meinte Irmina Kotschi-stowa seufzend. »Und selbst wenn wir diese sogenannten Plutokraten fm-den, wird uns das nicht viel nützen. Im Verwaltungszentrum hätten wir viel-leicht noch eine Chance gehabt, aber bei Tausenden von Datenträgern, die mittlerweile über die ganze Stadt ver-streut sind ...«

Sie sahen sich schweigend an.

»Frühstück!« verkündete Ros und kam auf die Veranda geeilt. Sie knallte eine Schale mit Obst auf den Tisch. Unter dem Arm trug sie eine altertüm-lich aussehende Kamera. Sie setzte sie blitzschnell ans Auge und fummelte an verschiedenen Knöpfen herum.

»Das war's!« verkündete sie strah-lend. »Und nun laßt es euch schmek-ken! Wenn ihr gegessen habt, führe ich euch zum gröl-ten und beliebte-sten Treffpunkt der Plutokraten!«

Sie setzte sich auf das wackelige Ge-länder und beobachtete ihre Gäste, de-nen unter diesen Umständen nichts anders übrigblieb, als wenigstens einige der Früchte zu probieren. Den Terranern war anzusehen, daß sie an-genehm überrascht waren. Dao-Lin-H'ay ließ sich von Jennifer Thyron da-zu überreden, von einigen kleinen, violetten Beeren zu kosten. Sie fand sie eßbar, konnte aber die Begeiste-rung ihrer drei Begleiter für lokvorthi-sche Trauben beim besten Willen nicht teilen. Da sie andererseits nicht riskieren wollte, Ros zu verärgern, ver-zichtete sie darauf, sich an den mitge-führten Konzentraten gütlich zu tun.

»Und nun zu den Plutokraten«, rief

Ros beinahe übermütig, als sie zu dem Schluß kam, daß ihre Gäste sich lange genug der Völlerei gewidmet hatten. »Samy!«

Dao-Lin-H'ay verzog das Gesicht bei dem schrillen Ruf und hob dann plötz-lich den Kopf.

»Was hast du?« fragte Jennifer Thy-ron leise.

In diesem Augenblick trat ein Mäd-chen aus dem Haus auf die Veranda. Es war ein Mädchen terranischer Ab-stammung, aber das war auch schon alles, was die Fremde mit den beiden anderen Lokvorthern gemeinsam hat-te, denn dieses Mädchen war einfach gekleidet und ungeschminkt. Eine Gi-tarre hing ihm über die Schulter.

»Hallo, Mathlyn«, sagte Ros, und ih-re Stimme klang plötzlich ganz weich und sanft. »Wohin gehst du jetzt? Schon zurück in die Kolonie?«

Das Mädchen namens Mathlyn lä-chelte und blickte von einem zum an-deren. Sam, der plötzlich hinter der Fremden auftauchte, lehnte sich an den Türrahmen und blickte verträumt auf die Gitarre.

»Nein, noch nicht in die Kolonie«, sagte Mathlyn mit einer schier un-glaublich sanften und reinen Stimme.

»Ich bin bei Sonnenaufgang zurück.«

»Wirst du für uns spielen?« fragte Ros, und Dao-Lin-H'ay fragte sich, ob das wirklich Ehrfurcht war, was sie in ihrer Stimme zu hören glaubte.

»Vielleicht«, erwiderte Mathlyn und schritt leichtfüßig davon.

Dao-Lin-H'ay stand unwillkürlich auf.

Vor der Veranda tobten ein paar Kinder herum. Als sie das Mädchen sahen, verstummten sie plötzlich und wichen zur Seite. Sie lächelten Math-lyn an. Das Mädchen ging zwischen ihnen hindurch und überquerte den großen Platz schnell, aber ohne Eile, ruhig, selbstbewußt und dennoch sanft. Die Kinder rührten sich nicht, bis die Fremde ihren Blicken ent-schwunden war.

»Wer ist das?« fragte Dao-Lin-H'ay. »Woher kommt sie?«

Ros zuckte bei dieser Frage zusam-men. Sie warf Sam einen schnellen Blick zu, und beide wirkten plötzlich ganz erschrocken.

»Sie heißt Mathlyn«, erklärte Ros mit deutlich spürbarem Widerwillen. »Sie macht Musik. Ist nicht übel, die Kleine. Gut fürs Geschäft.«

»Was ist das für eine Kolonie, von der ihr gesprochen habt?« erkundigte sich Jennifer Thyron.

Ros schien für einen Augenblick rat-los zu sein. Dann zuckte sie die Schultern, stand auf, nahm die leere Obst-schale vom Tisch und warf sie Sam zu.

»Da leben ein paar verrückte Künst-ler«, sagte sie leichthin.

Aber Dao-Lin-H'ay wußte, daß dies eine Lüge war.

Sam und Ros führten ihr Gäste durch die nächtliche Stadt, deuteten schließlich auf eine Tür und verkün-deten, dies sei der berühmte Treff-punkt der Plutokraten.

»Dort wird man vielleicht etwas von dem Burschen wissen, von dem ihr ge-sprochen habt«, erklärte Ros und klopfte Dao-Lin-H'ay vertraulich auf die Schulter.

Die Kartenin versteifte sich inner-lich, denn solch plumpe Gesten moch-te sie nicht. Aber sie riß sich zusam-men und hielt geduldig still.

»Wir verlassen euch jetzt«, fügte Sam hinzu und legte freundschaftlich die Arme um die Schultern der beiden Terranerinnen. »Wir und die Plutokra-ten - daraus könnte sowieso nichts werden.«

»Laßt euch von denen da drinnen nicht einschüchtern!« wandte Ros sich an Sato Ambush und versetzte dem verdutzten Wissenschaftler einen schallenden Kuß auf die Wange. »Gib auf dein Kleidchen acht, Kleiner!«

Sato Ambush stand Dao-Lin-H'ay in puncto Selbstbeherrschung um nichts nach, aber er blickte doch reichlich verdattert drein. Die beiden Lokvortheif waren im Handumdrehen im Halbctünkel der belebten Gasse verschwunden.

»Komische Typen!« murmelte Irmi-na Kotschistowa.

»Wenigstens waren sie hilfsbereit«, sagte Sato Ambush energisch und öff-nete die Tür.

Was immer sie sich unter den Pluto-kraten von Lokvorth vorgestellt hat-ten - es war falsch. Was sie vor sich sahen, das glich einem überfüllten Vereinslokal, in dem sich die Mitarbei-ter der örtlichen Müllbeseitigungsun-ternehmen zu einem kuriosen Wettbe-werk getroffen hatten; Bei diesem Wettbewerb schien es darum zu ge-hen, das breite Spektrum dessen dar-zustellen, was andere Leute loswerden wollten.

Auf den Tischen waren alle mogli-chen und unmöglichen Dinge ausge-breitet, und unter den Tischen, in den Gängen dazwischen, an den Wänden und in allen Ecken standen Kisten und Kästen herum, allesamt bis zum Überquellen mit den absonderlichsten »Schätzen« vollgestopft. Zu jedem Tisch und jedem Behälter gehörte ein Besitzer, der über den ganzen Plunder wachte. Hinzu kamen zahlreiche Gä-ste, die

zwischen den Tischreihen um-herwanderten und mit Kennermiene das Angebot musterten. Hier und da ließ sich einer dieser Gäste an einem

der Tische nieder. Dann begann eine langwierige Zeremonie des Verglei-chens und Feilschens, des Übertrei-bens und Anpreisens von seiten des glücklichen Besitzers und des preis-senkenden Genörgels und Lamentie-rens von seiten des Interessenten.

Was die »Waren« betraf, um die es hier ging, so waren sie so banaler Na-tur, daß die vier Gäste aus dem Welt-raum zunächst nicht wußten, was sie dazu sagen sollten.

Da gab es einen ganzen Tisch voller kleiner Papierchen, in denen einst Sü-ßigkeiten gesteckt hatten. Auf einem anderen Tisch lagen Stapel von Rekla-mezetteln. Ein Händler verschwand fast hinter Kästen mit kleinen, grauen Pappröllchen. Ein anderer bot Plastik-stäbchen in verschiedenen Farben und Größen an. Ausgewachsene Lok-vorther feilschten mit schrillen Stim-men und schweißbedeckten Stirnen um Stapel buntbedruckter Plastiktü-ten. In einer Ecke polierte ein Blue hingebungsvoll seine Sammlung ab-montierter Wasserhähne. Sein Naeh-bar bot kleine Täfelchen mit aufge-druckten Schaltungen feil, die samt und sonders beschädigt waren. In un-zähligen Kistchen und Schächtelchen warteten die fein säuberlich nach Grö-ße und Farbe sortierten Innereien ver-schiedenster Geräte auf Abnehmer, wobei keines dieser Einzelteile mehr brauchbar war, weil man um der Schönheit willen so störende Aus-wüchse wie zum Beispiel alle An-schlussmöglichkeiten säuberlich be-seitigt hatte.

Im ersten Moment begriffen sie noch gar nicht recht, was sich hier vor ihren Augen tat. Dann entdeckte Sato Ambush in einem sorgsam mit saube-rem, wenn auch altem Papier ausge-legten Karton eine ganze Kollektion von kristallenen Würfelchen in unter-schiedlichen Größen, und eine dump-fe Ahnung beschlich ihn. Hinter dem Karton saß ein zierlicher junger Mann, der kleine Vertiefungen in diese Wür-felchen kerzte und diese dann mit bunter Farbe betupfte. Sato Ambush eilte um den Tisch herum und blickte in den Kasten mit »Rohmaterial«, der unter dem Stuhl des jungen Mannes stand. Er stöhnte unterdrückt auf.

»Das sind Memowürfel!« sagte er tonlos.

Der zierliche junge Mann sah er-staunt zu ihm auf.

»Ja, natürlich«, erklärte er unbe-fangen.

Ambush deutete mit zitterndem Finger auf die Kollektion buntgetupf-ter Dingerchen.

»Du hast sie zersägt und angemalt!« stellte er fest, und auch seine Stimme zitterte.

»Selbstverständlich«, erwiderte der junge Mann.

»Aber warum denn bloß?« Der junge Lokvorther betrachtete ihn verwundert.

»Die großen verkaufen sich schlecht«, erklärte er gelassen. »Sie liegen schlecht in der Hand. Und au-ßerdem ist es langweilig, wenn sie alle die gleiche Größe haben.«

Sato Ambush verfärbte sich, und Ir-mina Kotschistowa, die ihm am näch-sten war, legte ihm mit Nachdruck die Hand auf die Schulter.

»Reiß dich zusammen!« flüsterte sie ihm ins Ohr. »Komm!« Er folgte ihr wie in Trance. »Es ist nicht zu fassen«, stöhnte er, als sie draußen auf der Straße standen. »Diese Idioten haben alles zerstört! Habt ihr gesehen, was die da drinnen haben? Ich gehe jede Wette ein, daß sie den gesamten Inhalt des Verwal-tungszentrums in Einzelteile zerlegt und verhökert haben.«

»Nicht nur des Verwaltungszen-trums«, sagte Jennifer Thyron nüch-tern. »Sondern auch der Universität und aller anderen Einrichtungen, in die sie irgendwie hineinkommen konnten. Es ist kaum anzunehmen, daß ihnen in all den Jahren auch nur ein einziges einschlägiges Gebäude entgangen ist. Ihr Fleiß ist bewun-dernswert.«

Sie schüttelte den Kopf und lachte. Sato Ambush funkelte sie böse an.

»Was gibt es da zu lachen?« fragte er wütend.

»Diese armen Leute wußten nicht, was sie da tun«, sagte Jennifer lä-chelnd. »Für sie hatten all diese Gerä-te einfach keinen Sinn und keinen Zweck mehr. Sieh dich doch um! Glaubst du, daß die Lokvorther auch nur die leiseste Chance haben, in ab-sehbarer Zeit auf den entsprechenden technischen Standard zurückzu-kehren?«

»Natürlich nicht«, murmelte Sato Ambush betroffen. »Aber das ist kein Grund, derart sinnlos alles zu zerstö-ren, das ...« Er stockte.

»Das was?« fragte Jennifer sanft. »Sie haben ihre Vergangenheit zer-stört«, versetzte Ambush bitter.

»Ihre Vergangenheit ist das Huma-nidrom«, erwiderte Jennifer Thyron nüchtern. »Um dieses Ding zu bauen, haben die Vorfahren der heutigen Be-wohner Lokvorths ihren Planeten und ihre Zivilisation restlos ausgeplün-dert. All das wurde sicher höchst ge-wissenhaft dokumentiert. Und als es vorbei war, hatten die Lokvorther nicht einmal mehr die Geräte und die Energie, um diesen Bericht über die gesammelte

Dummheit ihrer Vorfah-ren nachzulesen. Glaubst du, daß sie das als schlimmes Versäumnis emp-finden? Sie sollten diese Kristalle da-zu benutzen, um die Löcher in ihren Straßen auszufüllen!«

Sato Ambush starre sie an. In die-sem Augenblick dachte er nicht daran, in welcher Lage sie sich befand. Dann wurde es ihm wieder bewußt. Er wich ihren Blicken aus und zuckte die Schultern.

»Ich werde den Shift rufen«, sagte er ärgerlich. »Dieses ganze Unterneh-men erfüllt keinen Sinn, und ich habe keine Lust, jetzt in der Dunkelheit nach unserem Gleiter zu suchen. Der Shift soll uns in irgendeiner Seiten-strasse abholen.«

»Du willst aufgeben?« fragte Irmina Kotschistowa. »Meinst du nicht, daß es dazu noch ein bißchen zu früh ist?«

Sato Ambush zögerte.

»Wir werden es morgen noch einmal versuchen«, versprach er dann. »Aber für heute habe ich genug.« Er griff nach seinem Sprechfunkge-rät, das irgendwo in den Falten seines Kimonos steckte - und erstarnte. »Es ist weg«, sagte er.

Jennifer Thryon runzelte die Stirn. Irmina Kotschistowa steckte die Hand in die Tasche, schüttelte den Kopf und sah Jennifer fragend an.

»Unsere sind auch verschwunden«, sagte Irmina trocken.

»Das waren diese beiden Lokvor-ther«, stellte Sato Ambush wütend fest. »Darum dieser rührselige Ab-schied! Sie brauchten nur irgendeinen Vorwand, um nahe genug an uns her-anzukommen!«

Dao-Lin-H'ay trat aus der Tür zum Treffpunkt der Plutokraten.

»Warum seid ihr so schnell ver-schwunden?« fragte sie ruhig. »Da drinnen gibt es allerhand zu sehen.«

»Unsere Sprechfunkgeräte sind weg«, bemerkte Irmina Kotschistowa erstaunlich gelassen. »Sam und Ros haben sie uns gestohlen.«

Die Kartanin stutzte für einen Au-genblick und lachte dann fauchend.

»Mich haben sie auch beklaut«, stellte sie fest. »Diese Gauner! Aber die erwischen wir schon. Sato Ambush, da hinten in der linken Ecke sitzt ein Bursche hinter einem Stapel höchst interessanter Folien. Ich glau-be, der weiß gar nicht, was er da hat. Es sind offensichtlich Teile von Bau-plänen, aber das sind die seltsamsten Baupläne, die ich je gesehen habe. Es könnte sich um Teilespekte des Hu-manidroms handeln. Vielleicht wäre es besser, wenn du dir das mal an-siehst.«

Sato Ambush sah sich zögernd.um.

»Es wäre besser, wenn wir zusam-menblieben«, bemerkte er.

»Keine Sorge«, erwiderte Dao-Lin-H'ay sanft. »Ich werde dich fmden, wo immer du auch hingehst.« Er starzte sie an.

»Das glaube ich dir aufs Wort«, sagte er schließlich.

Er drehte sich um und kehrte in den Treffpunkt der Plutokraten zurück.

8.

»Wie sollen wir diese beiden diebi-schen Elstern finden?« fragte Jennifer Thryon etwas ratlos. »Diese Stadt ist groß, und die Dunkelheit macht es auch nicht leichter. Ganz abgesehen davon — nun, um ehrlich zu sein: Mir ist im Augenblick wirklich nicht nach einer Verfolgungsjagd zumute..«

»Sie sind ganz in der Nähe«, be-hauptete Dao-Lin-H'ay. »Habt ihr im-mer noch die Absicht, hierzubleiben?«

Jennifer Thyrön schwieg.

»In dieser Stadt sicher nicht«, sagte

Irmina Kotschistowa schließlich. »Aber Lokvorth ist groß..«

»Ja«, nickte Dao-Lin-H'ay. »Groß und gefährlich. Kommt.«

Sie ging voran, und die beiden Frau-en folgten ihr.

Je weiter die Nacht voranschritt, de-sto belebter wurden die Straßen. Das lag unter anderem auch daran, daß sich das Leben der Bewohner zu ei-nem nicht unbeträchtlichen Teil im Freien abspielte.

Die Einwohnerschaft von Lokvorth-Therm schien in verschiedene Grup-pen aufgeteilt zu sein, die sich oft schon durch ihre Kleidung und ihre Haartracht voneinander unterschie-den. Jede Gruppe bevorzugte be-stimmte Tätigkeiten. Wie das alles or-ganisiert und aufeinander abgestimmt wurde, das blieb den Besuchern vor-läufig noch völlig schleierhaft. Nur ei-nes erkannten sie schon jetzt: Die Lokvorther waren ein ausgesprochen fröhliches Volk.

Dao-Lin-H'ay führte die beiden Ter-ranerinnen durch mehrere Straßen und Gassen und blieb schließlich in einer großen Durchfahrt stehen.

»Dort sind sie«, sagte sie leise. »War-tet hier..«

Sie entfernte sich lautlos. Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa standen in der Dunkelheit und lauschten angestrengt. Sie hörten leises Stimmengemurmel und ab und zu ein melodisches Klarren. Dann erklang ein erschrockener Laut, und gleich darauf tauchte Dao-Lin-H'ay aus der Finsternis auf. Sie hielt Ros und Sam mit je einer Hand im Genick und schob sie vor sich her.

»Da sind sie«, sagte sie grimmig. »Auf frischer Tat ertappt. Sie waren gerade dabei, allerlei zusammengestohlenes Zeug zu verhökern. Unsere

Sprechfunkgeräte waren leider nicht mehr dabei.«

»Ich weiß gar nicht, was ihr von uns wollt!« protestierte Ros, aber es klang ziemlich kläglich.

»Wir wollen unser Eigentum zurück!« forderte Jennifer Thyron wütend. »Und zwar sofort.«

»Das geht nicht«, sagte Ros. »Wir haben das Zeug längst verkauft.«

»Dann bringt uns zu eurem Kunden.«

»Der würde euch die Geräte erst recht nicht geben. Er hat sie teuer bezahlt.«

»Es ist gestohlenes Gut«, stellte Irmina Kotschistowa fest. »Er muß es herausrücken, ob es ihm paßt oder nicht. Alles andere wäre gegen jede Art von Recht.«

»Solche Regeln gelten hier bei uns nicht«, behauptete Ros störrisch. »Außerdem waren die Geräte unser Hono-rar. Oder habt ihr geglaubt, daß wir euch nur um eurer schönen Augen * willen durch die hälbe Stadt geführt haben?«

»Ach, so ist das«, sagte Dao-Lin-H'ay spöttisch. »Nun, über die Bezahlung ließe sich reden, aber dann wollen wir auch etwas dafür bekommen.« »Habt ihr doch schon«, knurrte Sam.

»Euer Tip war nichts wert«, erklärte Irmina Kotschistowa ärgerlich. »Ihr wolltet uns zu den Plutokraten führen. Statt dessen sind wir bei einer Bande von Lumpensammlern gelandet.«

»Aber das sind doch die Plutokraten!« rief Ros empört.

»Diese Kramsammler?« fragte Jennifer Thyron ungläubig.

»Astreine Plutokraten!« bestätigte Sam mit Nachdruck. »Sie raffen alles zusammen, was sie kriegen können.«

Dao-Lin-H'ay schüttelte lächelnd den Kopf.

»Das ist nicht zu fassen«, murmelte sie. »Aber das kann nicht die ganze Wahrheit sein. Es muß noch andere Sammler geben, die besser bestückt sind. Sozusagen die Oberschicht der Plutokraten.«

»Kann sein«, murmelte Sam undeutlich.

Dao-Lin-H'ay schüttelte ihn ein wenig und ließ ihn dabei die Spitzen ihrer Krallen fühlen.

»Ja, es gibt sie!« sagte er hastig.

»Schon besser«, sagte Jennifer Thyron. »Und nun verrate uns, wo wir die Leute finden können.«

»Sie haben keinen offiziellen Treffpunkt«, behauptete Ros. »Sie wagen es ja sowieso kaum, ihre Schlupfwinkel zu verlassen. Sie haben viel zuviel Angst, daß man ihnen inzwischen ihre Schätze stehlen könnte.«

»Diese Angst ist sicher nicht ganz unbegründet«, bemerkte Jennifer Thyron spöttisch.

»In diesem Treffpunkt«, sagte Dao-Lin-H'ay, »lagen Aeusdrucke von Bau-plänen, wahrscheinlich vom Humanidrom. Diese Ausdrucke waren relativ neu. Es muß also jemanden in der Stadt geben, der die dafür erforderlichen Geräte hat - und diese Geräte müssen noch funktionieren. Wer könnte dieser Jemand sein?«

»Warum habt ihr nicht gleich gesagt, daß ihr etwas über das Humanidrom wissen wollt?« rief Sam teils empört, teils erleichtert - es war kein sehr angenehmes Gefühl, Dao-Lin-H'ays Krallen im Nacken zu haben. »Wir werden euch zu Kroesorus bringen.«

»Das hat noch Zeit«, sagte Dao-Lin-H'ay sehr sanft. »Zuerst werdet ihr uns etwas über die Kolonie erzählen.«

Die beiden Lokvorther starnten die Kartanin verdrossen an.

»Ihr seid doch auf dem Weg dorthin, nicht wahr?« fragte Dao-Lin-H'ay.

»Wir hoffen, daß Mathlyn uns mitnehmen wird«, sagte Sam resignierend. »Darum verkaufen wir alles, was wir besitzen.«

»Was geschieht in dieser Kolonie?«

»Nichts Besonderes.«

»Aber irgendeinen Grund müßt ihr doch haben, um dorthin zu wollen.«

Sam verzog das Gesicht.

»Sie leben dort anders als wir hier in der Stadt«, erklärte er widerwillig. »Und außerdem ist das Klima dort besser. Das ist alles, was ich weiß.«

»Der Kerl lügt doch wie gedruckt!« vermutete Jennifer Thyron.

Aber Dao-Lin-H'ay schüttelte den Kopf und ließ die beiden Lokvorther los.

»Sie wissen tatsächlich so gut wie nichts«, erklärte sie. »Und außerdem haben sie die Befürchtung, daß man sie in der Kolonie sowieso nicht aufnehmen wird. Sie sind Angehörige der Diebesgilde. Solche Leute sind dort wahrscheinlich nicht erwünscht.«

»Man wird nicht als Dieb geboren!« fauchte Ros wütend. »Und außerdem — Menschen können sich ändern.«

»Oh, ja, gewiß«, stimmte die Karta-nin spöttisch zu. »Los, ihr beiden, bringt uns zu diesem Kroesorus.« Vor einer intakten, verschlossenen Tür blieben sie stehen. Sam hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür. Es dauerte eine Weile, bis eine Reaktion erfolgte. Als sie endlich kam, war sie so überraschend, daß die Besucher für einen Augenblick sprachlos waren: Grelles Licht flammte auf, eine Kame-ra richtete sich auf die Gruppe und eine Stimme aus einem Lautsprecher fragte:

»Was wollt ihr hier?«

Das klang nicht sehr freundlich. Ir-

rrjina Kotschistowa faßte sich am schnellsten.

»Wir kommen von sehr weit her«, sagte sie. »Und wir sind auf der Suche nach Informationen.«

»Das kann jeder sagen!« lautete die Antwort.

Aber dann drehte sich die Kamera ein wenig und erfaßte Dao-Lin-H'ay. Die Kartanin blickte mit funkeln den Augen direkt in die Optik hinein.

»Also gut, kommt rein«, sagte die Stimme.

Die Tür öffnete sich automatisch -eine Seltenheit in Lokvorth-Therm.

Kroesorus hauste im Keller eines ehemaligen Geschäftsgebäudes. Er hatte sich dort nach Plutokraten-Art eingerichtet und sämtliche Räume mit seinen »Schätzen« vollgestopft. Zum Leben blieb ihm nur ein kleines, enges Gelaß. Dort hatte er ein Bett, das einer Burg ähnelte, so groß und massiv war es gebaut, und einen Tisch, und das war die gesamte Einrichtung - wenn man von den unzähligen Kisten und Kästen absah, die an den Wänden übereinandergestapelt waren. Von der Decke hing eine verstellbare Lampe herab, die einen hellen, gelblichen Lichtkegel um den Tisch und das Bett herum schuf. Der Rest des Raumes lag im Halbdunkel.

Es war überraschend kühl in diesen Räumen. Offenbar hatte Kroesorus ge-nug Energie zur Verfügung, um sogar noch eine Klimaanlage in Betrieb zu halten.

Kroesorus saß auf seinem Bett, um-geben von Folien und uralten Bü-chern. Er war ein kleiner, schmächtiger Mann mit kohlschwarzen Augen und einer spitzen Nase.

»Du bist eine Kartanin, nicht wahr?« fragte er zu Dao-Lin-H'ay hin-über. »Ich habe Bilder hier in meiner Sammlung. Aber ich habe noch nie ei-ne lebende Kartanin gesehen. Es freut mich, dich kennenzulernen.«

Dabei streckte er Dao-Lin-H'ay die Hand entgegen.

Die Kartanin kannte sich mit terra-nischer Gepflogenheit mittlerweile gut genug aus, um mit dieser Geste etwas anfangen zu können. Um den Gruß zu erwidern, mußte sie aller-dings über ein paar Kästen hinweg-steigen und sich weit vorbeugen. Da-bei bemerkte sie, daß Kroesorus keine Beine hatte. Er saß auf einer winzigen, weich gepolsterten Antigrav Scheibe.

»Entschuldige«, sagte er, als er Dao-Lin-H'ays Blicke bemerkte. »Du wirst mich sicher für unhöflich halten, weil ich dich zii solchen Verrenkungen ge-zwungen habe. Aber ich muß Energie sparen. Es ist nicht .leicht, auf Lok-vorth noch eine funktionierende Bat-terie zu fmden. Hier ist alles nur noch Schrott.« Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron waren am Eingang des kleinen Zimmers stehengeblieben. Sie sahen sich staunend um.

»Donnerwetter«, flüsterte Irmina. »Du hast hier allerhand zusammenge-tragen.«

»Es ist die größte und umfangreich-ste Sammlung von ganz Lokvorth«, erwiderte Kroesorus und brachte es doch tatsächlich fertig, dabei kein biß-chen überheblich zu klingen.

Jennifer Thyron blickte auf eine Vi-deofläche und musterte den Compu-ter, der auf dem Tisch stand. Die Gerä-te waren alt, und sie trugen die Spuren vieler Reparaturen, die nicht immer auf vorschriftsmäßige Art und Weisc vonstatthen gegangen waren.

»Ich halte sie in Ordnung, so gut es geht«, erklärte Kroesorus bescheiden und fügte bedauernd hinzu:

»Leider verstehe ich nicht viel davon. Außer-

dem ist es furchtbar schwierig, die richtigen Ersatzteile zu finden.«

»Ich wette, du schaffst das!« mur-melte Jennifer Thyron und strich be-hutsam- über den abgewetzten Rah-men eines uralten Druckers, der ein Schmuckstück für jedes Museum ge-wesen wäre. »Das ist phantastisch!«

»Ja, nicht wahr?« strahlte Kroeso-rus, der förmlich aufblühte. »Nun, mit so sachverständigen Gästen hat man es gern zu tun. Weshalb seid ihr hier? Welche Informationen sucht ihr?«

»Wir suchen nach Unterlagen über einen früheren Bewohner von Lok-vorth«, erklärte Jennifer Thyron. Kroesorus wiegte bedächtig den Kopf und legte den rechten Zeigefinger an seine spitze Nase.

»Ich habe da zwar ein paar Memo-würfel mit Personaldaten aus dem ehemaligen Verwaltungszentrum ge-rettet, aber ich muß sie erst suchen«, sagte er. »Wenn ihr nichts dagegen habt, werde ich ... Ah, ja, da kommt mir eine Idee!«

Er hob vom Bett ab und schwebte über den vollgepackten Tisch hinweg auf einen aus übereinandergestellten Kisten gebildeten Rundbogen zu. Ge-schickt steuerte er um die Ecke und war plötzlich verschwunden.

»Kommt mit!« klang seine Stimme auf. »Nur keine Angst. Das sieht zwar alles ein bißchen wackelig aus, aber es ist fest und sicher. Habe es selbst ge-baut. Jahr für Jahr, immer eine Kiste auf die andere. Wißt ihr, was das größ-te Problem ist? Ich will es euch verra-ten: Diese Kisten zu beschaffen. Ich hätte sie gerne in einer genormten Größe. Das sähe ordentlicher aus, und außerdem wäre es auch viel praktischer. Aber immer, wenn ich größere Mengen Kisten einer bestimmten Größe aufgestöbert habe, kommt irgend jemand und schnappt sie mir vor der

Nase weg. Könnt ihr euch vorstellen, daß es hier Leute gibt, die tatsächlich Kisten sammeln? Leere Kisten, stellt euch das mal vor! Und da ich der größ-te und berühmteste Sammler bin, sind sie hinter allem her, was ich haben will. Verrückt, was? Aber so ist das hier auf Lokvorth. Die haben hier alle miteinander nicht mehr alle Tassen im Schrank. Sammeln ohne Sinn und Verstand, was ihnen in die Finger kommt!« Irmina Kotschistowa, die dem Durchgang am nächsten war, stieg vorsichtig über einen flachen Kasten mit Ersatzteilen hinweg und umrundete einen Berg von Bündeln, die aus den bereits bekannten, bunten Plastiktüten zusammengeschnürt waren. Sie sah sich nach Jennifer um und tippte sich lächelnd an die Stirn. Jennifer Thyron lächelte zurück.

»Sammeln ohne Sinn und Ver-stand«, bemerkte Dao-Lin-H'ay mit leisem Spott. »Wie recht er hat!« Sie hatte den weitesten Weg, um das riesige Bett und den ebenso ausladenden Tisch herum. Unterwegs blieb sie mit dem Fuß an einem reichlich durchsichtigen Kleidungsstück hängen und legte es mit einem vieldeutigen Schnaufen auf den Haufen gleich-artiger Sachen zurück, von dem es heruntergefallen war. »Immerhin ist dies die ordentlichste Müllkippe, die ich je gesehen habe«, sagte sie. Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber in diesem Augenblick erreichte sie den Rundbogen.

Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron standen da, wie vom Donner gerührt. Der Kartanin verschlug es glatt die Sprache.

Ungläubig und staunend starnten sie auf den Raum, der vor ihnen lag.

Es war eine riesige Halle, die nur von wenigen Leuchtkörpern schwach erhellt wurde. Das Licht war bräunlich-gelblich und seltsam dunstig, und es schien auf Dutzende von turmartigen Bergen hinab, die sich aus einer holperigen, von vielen verschlungenen, schmalen Pfaden durchzogenen Geröllebene zu erheben schienen.

»Das ist unfaßbar«, flüsterte die Kartanin erschüttert.

Es war natürlich keine Geröllebene, sondern der Boden der Halle war mit unzähligen Bündeln und Packen, Kisten und Kästen, Koffern, Beuteln, Säcken, Kleincontainern und sonstigen Verpackungsmaterialien übersät. Dazwischen standen Tische, Stühle, Sessel, Bänke, Schränke und anderes Mobiliar. Aus allen möglichen Ecken, Winkeln, Lücken und Hohlräumen blinkten kleine Lampen und Bildschirme. Die Türme und Pfeiler entragten meterhohen Halden aus herab-geflitterten Folien und bestanden aus aufeinandergetürmten Behältern, die bis zur Decke hinaufreichten. Die hintere Wand der Halle verschwand bis auf einen schmalen Streifen unter der Decke hinter einem gigantischen Haufen von offenbar völlig wahllos über-einandergekipptem Kirmskram.

»He, worauf wartet ihr?« schrie Kroesorus ihnen zu. Seine Stimme hallte wie aus der Tiefe einer Grotte zu ihnen herüber.

Irmina Kotschistowa setzte vorsichtig den Fuß auf den Beginn des Pfades, der in die Halle hineinführte. Irgend etwas knirschte und zerbrach unter ihren Schuhsohlen.

»Ich hoffe, das war nicht ausgerechnet der Memowürfel, nach dem wir suchen«, murmelte Jennifer Thyron trocken.

»Hier können wir suchen, bis wir schwarz werden«, erwiederte Irmina bissig. »Ich glaube nicht, daß wir hier etwas erreichen können. Es würde

Jahre dauern, diesen ganzen Krempel auch nur zu sichten, geschweige denn zu untersuchen.«

»Hierher!« rief Kroesorus ihnen zu. »Nun macht doch schon!«

Irmina Kotschistowa schob mit der Stiefel spitze ein gläsernes Etwas bei-seite, das sich bei näherem Hinsehen als handflächengroßer Bildschirm entpuppt, und setzte sich seufzend in Bewegung.

»Wie gesagt, Personaldaten sind nicht unbedingt mein Fach«, sagte Kroesorus, als sie ihn erreichten.

»Aber ab und zu finde ich da doch et-was, und dann nehme ich es natürlich erstmal mit. Man kann ja nie wissen, und ehe es den anderen in die Hände fällt, diesen Aasgeiern ...«

Er wühlte sich energisch durch ein Bündel von Folien.

»Die wissen doch meistens gar nicht, worum es bei der ganzen Sam-melei geht«, erläuterte er, von häufigem Niesen unterbrochen, derweil ihn eine gigantische Staubwolke um-schwebte. »Das wichtigste ist doch erst einmal, sich einen Überblick zu verschaffen. Und dazu darf man sich natürlich nicht auf ein eng begrenztes Spezialgebiet festlegen, sondern man muß...«

Er nieste heftig und zerrte eine zer-knitterte Folie aus einem meterhohen Stapel.

»Da ist es«, rief er triumphierend. »Das ist der Schlüssel. Äh, die Unter-lagen müssen irgendwo ... ja, da drü-ben müßten sie sein. Sehen wir nach! Nun, wie ich bereits sagte«, fuhr er fort und schwebte vor ihnen her dem nächsten Kistenstapel entgegen, »man darf nicht zu engstirnig vorgehen, wenn man sich einen Überblick verschaffen will. Ich habe hier - hallo, Mathlyn, hast du deine Noten schon gefunden? - also, ich habe hier einen ziemlich umfassenden Überblick über die Geschichte von Lokvorth in einem bestimmten Zeitraum., und zwar so-wohl über die offizielle, als auch über die inoffizielle Ge ...«

Er unterbrach sich mitten im Wort.

»Was war das?« fragte er.

»Hörte sich an wie ein Gong«, be-merkte Dao-Lih-H'ay.

»Schon wieder Besuch?« wunderte sich Kroesorus. »Ich meine, ich arbei-te natürlich gerne für die Gemein-schaft, sofern es so etwas auf Lok-vorth überhaupt noch gibt - entschul-dige bitte, Mathlyn, aber dies ist nun mal eine Tatsache, der man ins Auge sehen muß, auch wenn in der Kolo-nie... Na ja, lassen wir das. Aber trotzdem ist das hier natürlich eine Privatsammlung und kein öffentli-ches Museum. Da könnte ja jeder kommen!«

»Es ist Sato Ambush«, sagte Dao-Lin-H'ay.

»Gehört er zu euch?« fragte Kroeso-rus, schon wieder halbwegs besänf-tigt.

»Er ist ein Wissenschaftler«, nickte Dao-Lin-H'ay. »Du sollst ihn herein-lassen.«

»Gut, gut«, sagte Kroesorus emsig und machte sich bereits auf den Weg. »Ich bin gleich zurück. Macht es euch inzwischen bequem. Hat keinen Sinn, daß ihr auf eigene Faust mit dem Su-chen anfangt. Völlig zwecklos. Ich ha-be da so mein eigenes System«

Seine Stimme verklang, als er durch den Rundbogen kurvte und ihren Blicken entschwand.

Irmina Kotschistowa und Jennifer Thyron starnten wie hypnotisiert das Mädchen an, das zwischen all dem Plunder saß, die Gitarre neben sich

und ein Stück Folie auf den Knien. Mathlyn blickte zu ihnen auf und lä-chelte.

»Er ist nicht verrückt«, versicherte sie. »Und er kennt sich in seiner Sammlung tatsächlich so gut aus, daß er alles fmdet, wonach er sucht. Es ist erstaunlich. Für jeden Außenstehen-den ist dies der reinste Alptraum, aber gibt ihm ein Stichwort, und er gräbt jede dazugehörige Information für euch aus. Er liefert euch sogar die Kleidung dazu, die in der betreffenden Epoche getragen wurde, die Musik, die man damals hörte, die Preise, die man damals zahlte. Ich bin oft hier.«

»Aber sonst lebst du in der Kolo-nie«, stellte Jennifer Thyron fest.

Mathlyn lächelte, nahm die Gitarre und strich sanft mit dem Daumen über die Seiten.

»Die Kolonie«, sagte sie nachdenk-lich. »Wollt ihr mich dorthin be-gleiten? «

»Könnten wir das?« fragte Irmina Kotschistowa überrascht.

»Selbstverständlich.«

»Wir dachten, das sei mit allerlei Be-dingungen verbunden!«

»Für Leute wie Ros und Sam«, nick-te Mathlyn. »Für euch nicht. Ihr seid anders als die beiden.«

»Bist du dir dessen so sicher?« frag-te Dao-Lin-H'ay nachdenklich.

Mathlyn lachte leise auf.

»Sam und Ros gehören zur Gilde der Diebe«, erklärte sie. »Sie haben schon oft versprochen, sich zu ändern, aber sie schaffen das nicht. Sie greifen doch immer wieder in fremde Ta-schen. Und wir dulden keine Diebe in der Kolonie.«

»Wo sind die beiden eigentlich abge-blieben?« fragte Irmina Kotschistowa.

»Sie haben sich davongemacht, so-bald Kroesorus die Tür geöffnet hat-te«, erwiederte Dao-Lin-H'ay. Sie sah

Mathlyn an. »Sie wußten sicher nicht, daß sie dich ausgerechnet hier finden konnten. Sie suchen dich inzwischen bestimmt in der ganzen Stadt.«

»Das ist anzunehmen«, nickte das Mädchen. »Aber so leid es mir tut - ich kann die beiden nicht mitnehmen.«

»Was ist das für eine Kolonie?« fragte Jennifer Thron. »Was geht dort vor?«

»Nichts Besonderes«, erwiderte Mathlyn und zuckte die Schultern. »Es ist einfach ein Ort, an dem jeder tun und lassen kann, was er will.«

»Ich hatte den Eindruck, daß das auch hier in der Stadt gilt«, bemerkte Dao-Lin-H'ay skeptisch.

»Es gibt in Lokvorth-Therm kein Gesetz«, erklärte Mathlyn ruhig. »Jeder tut hier, was er will, auch wenn es auf Kosten anderer geht. Anstelle eines Gesetzes, das für alle gilt, gibt es in Lokvorth-Therm Tausende von Regeln, die aber immer nur für eine einzelne Gruppe von Bedeutung sind: Für die Gilde der Diebe, die Innung der Plutokraten, den Verein der Wassersucher und so weiter. Alle leben von der Stadt, nicht für die Stadt. Sie bauen nichts auf, und sie schaffen nichts Neues.«

»Und in der Kolonie?« fragte Irmina Kotschistowa.

»Dort haben wir nur ein einziges Gesetz, aber das gilt für alle: Niemand darf einem anderen einen Schaden zufügen. Wir sind frei, aber wir gehören auch einer Gemeinschaft an. Wir haben unter anderem die Freiheit, unerwünschte Hilfe abzulehnen.«

Dao-Lin-H'ay fragte sich, warum Mathlyn gerade diesen Punkt erwähnte. Besaß dieses Mädchen etwa telepathische Fähigkeiten?

Nein, stellte die Kartanin fest. Telepathie war es nicht. Aber zweifellos hatte Mathlyn einen guten Schuß Sensibilität mitbekommen. Sie las keine Gedanken, aber sie spürte die Gefühle derer, denen sie begegnete. Warum war Mathlyn ausgerechnet jetzt in der Stadt? War es ein Zufall?

Es kann gar nicht anders sein! dachte Dao-Lin-H'ay. Aber ob dies die Wahrheit war, würde sie wohl nie erfahren.

Sie sah Jennifer Thron und Irmina Kotschistowa an und wußte, daß die Entscheidung bereits gefallen war.

Diese Erkenntnis versetzte ihr einen Stich.

Sie sagte sich, daß das dumm und unvernünftig war. Sie selbst hatte den beiden Terranerinnen geholfen, Heleios zu verlassen und nach Lokvorth zu fliegen. Sie hatte gewußt, worauf das hinauslaufen würde. Es hatte von Anfang an festgestanden, daß keine der beiden Frauen nach Heleios zurückkehren würde. Aber mußte es wirklich ausgerechnet Lokvorth sein? Dieser wilde, heiße, brodelnde Planet?

Es gab andere, schönere Welten.

Und auf diesen anderen, schöneren Welten gab es Stützpunkte der Cantaro und Spione und Zuträger jener Macht, die die Milchstraße beherrschte. Jennifer Thron und Irmina Kotschistowa waren keine gewöhnlichen Terranerinnen, sondern ehemalige Aktivatorträgerinnen.

Die Cantaro kannten Mittel und Wege, den Tod zu besiegen und den Verlust eines Zellaktivators auszugleichen - das hatte man durch Galbraith Deighton erfahren, und an seinem Beispiel hatte man auch gleich erkennen müssen, worauf dieses spezielle Verfahren der Cantaro hinauslief.

Jennifer Thron und Irmina Kotschistowa hatten für sich beschlossen, daß sie ein solches Schicksal nicht wünschten. Sie wollten ihr Leben als Menschen beenden. Diesen Wunsch mußte man respektieren. Und abgesehen davon hatten sie auch nicht mehr genug Zeit, noch nach einer anderen, günstigeren Welt zu suchen. Ihre Uhr lief ab - unaufhaltsam.

»Wir werden dich begleiten«, sagte Irmina Kotschistowa in diesem Augenblick.

Mathlyn sah Jennifer Thron an, und Jennifer nickte.

»Überlegt euch das gut«, bat Dao-Lin-H'ay. »Seht euch die Kolonie erst einmal an, bevor ihr euch entscheidet. Ich kann euch hinbringen. Sechs Augen sehen mehr als vier.«

»Nein«, sagte Jennifer Thron.

»Gut«, nickte Dao-Lin-H'ay. »Aber ich werde euch Funk sprechgeräte aus dem Shift besorgen. Wir werden noch einige Tage auf Lokvorth bleiben - dafür sorge ich schon.«

»Nein«, wiederholte Jennifer, und Irmina Kotschistowa nickte nachdrücklich dazu. »Wir gehen. Wir werden uns nicht wiedersehen.« Sie zögerte und fügte hinzu: »Sage Ron, daß es mir leid tut.«

Dao-Lin-H'ay nickte schweigend.

Mathlyn steckte das Notenblatt ein und nahm ihre Gitarre.

»Wartet noch einen Augenblick«, bat Dao-Lin-H'ay. »Mathlyn - wie weit ist es bis zu eurer Kolonie, und

wie wollt ihr dorthin kommen?«'

»Normalerweise gehe ich zu Fuß«, sagte Mathlyn.

»Ich hoffe, es ist dir nicht aus irgendwelchen weltanschaulichen Gründen verboten, einen Gleiter zu benutzen«, bemerkte die Kartenin.

Mathlyn lachte.

»Wir haben nichts gegen technische Hilfsmittel einzuwenden«, erklärte sie belustigt. »Wir lassen uns nur nicht von der Technik beherrschen.«

»Unser Gleiter steht vor dem Ge-

bäude, in dem wir uns getroffen haben«, sagte Dao-Lin-H'ay. »Sato Am-bush und ich werden ihn entbehren können. Wir kommen auch zu Fuß zum Shift zurück.«

Mathlyn nickte. Die beiden Terrane-rinnen wirkten verlegen.

»Gibt es noch einen anderen Weg zum Ausgang als den durch dieses Zimmer hindurch?« fragte Irmina Kotschistowa und blickte in die Rich-tung, in die Kroesorus verschwunden war. »Ich möchte Sato Ambush jetzt nicht gerne begegnen. Er würde viele Fragen stellen.«

»Ich kenne einen Weg«, nickte Mathlyn und ging voran.

Dao-Lin-H'ay blieb in der staubigen, gelblichen Dämmerung zurück.

9.

Sie fand Sato Ambush und Kroeso-rus in dem kleinen, vollgestopften Raum. Die beiden saßen einträchtig nebeneinander auf dem riesigen Bett und betrachteten jene Folie, die Dao-Lin-H'ay schon im Treffpunkt der Plu-tokraten bewundert hatte.

»Ja, natürlich«, sagte Kroesorus ge-rade. »Dieser Ausdruck stammt selbstverständlich aus meiner Sammlung. Ich habe ihn gegen etwas einge-taucht... Was war es noch gleich? Ach ja, diese merkwürdigen Schuhe. Ich nehme jedenfalls an, daß es Schu-he sind. Es ist mir völlig schleierhaft, wie jemand damit auch nur einen ein-zigen Meter weit gehen konnte. Aber die Leute müssen in dieser Zeit sowie-so alle ziemlich verrückt gewesen sein.«

»Hast du noch mehr von diesen Aus-drucken?« fragte Sato Ambush.

»Nein«, erwiderte Kroesorus. »Diese Farben sind schwer zu besorgen - kein Nachschub in Sicht. Ich habe ein paar davon gemacht und vertauscht. Das war vor Jahren. Seitdem nicht wieder.«

Sato Ambush sprang fast in die Luft.

»Du hast ihn selbst gemacht?«

»Selbstverständlich!« sagte der Lok-vorther. »Wer hätte es denn sonst tun sollen? Kein anderer hat noch einen solchen Drucker. Selbst die Folien sind kaum noch zu beschaffen.«

»Aber du hast das Original!«

»Den Memowürfel, aus dem das stammt? Natürlich habe ich den. Das Humanidrom ist mein Spezialgebiet. Alles, was ihr hier seht, steht irgend-wie mit dem Humanidrom in Verbin-dung - beziehungsweise mit der Zeit, in der dieses Ding geplant und gebaut wurde. Meine Sammlung wäre so gut wie wertlos, wenn ich nicht auch die Baupläne des Humanidroms hätte.«

»Würdest du sie mir zeigen?«

»Wenn du dich dafür interes-sierst...«, sagte Kroesorus gedehnt.

»Brennend!« versicherte Sato Am-bush, und Kroesorus strahlte ge-schmeichelt. Er entdeckte Dao-Lin-H'ay und winkte ihr zu.

»Warum hast du mir nicht gleich ge-sagt, daß ihr euch für das Humanidrom interessiert!« rief er vorwurfsvoll.

»Tun wir das?« fragte die Kartenin verblüfft.

»Unter anderem«, schränkte Sato Ambush vorsichtig ein. »Da wir schon mal hier sind und Kroesorus uns Material darüber liefern kann, sollten wir die Gelegenheit wahrnehmen. Ich ha-be das Gefühl, daß wir uns bis jetzt viel zu wenig für dieses seltsame Ding interessiert haben.«

»Da könntest du recht haben«, be-merkte Kroesorus hocherfreut. »Das Humanidrom... Ihr wißt sicher, wie und wann es entstanden ist, nicht wahr?«

Sato Ambush nickte, und Dao-Lin-H'ay unterdrückte ein Seufzen. Sie war fest davon überzeugt, daß Kroeso-rus diese Geschichte auf jeden Fall er-zählen würde. So leicht ließ er sich diesen Spaß nicht entgehen - nicht jetzt, nachdem er endlich jemanden gefunden hatte, der ihm zuhören wür-de. Eine so günstige Gelegenheit konnte er sich nicht entgehen lassen.

»Lokvorth war einmal ein sehr rei-cher Planet«, sagte er denn auch prompt. »Und das war wohl auch der Grund dafür, daß man gerade den Lokvorthern den Auftrag gab, das Hu-manidrom zu bauen. Das war im

Jahre achthundert. Der Auftrag kam vom Planeten Terra. Ganz Lokvorth platzte fast vor Stolz. Fünfzig Jahre später war man immer noch stolz, aber inzwischen ging Lokvorth vor die Hunde. Das Humanidrom war teuer - unsagbar teuer! Und Terra weigerte sich, den Lokvorthern irgendeine Unter-stützung zu gewähren.«

Kroesorus schüttelte den Kopf und lächelte.

»Wenn man es mit einem gehörigen Abstand betrachtete, ist es fast komisch«, meinte er. »Unsere Vorfahren brauchten noch fünfzig weitere Jahre, und dann war unser Planet restlos ruiniert. Sie hatten das Humanidrom gebaut, aber hier unten gab es so gut wie nichts mehr. Sie hatten alles in dieses verrückte Ding gesteckt. Und zum Schluß verbot man ihnen sogar, ihr heißgeliebtes Humanidrom überhaupt noch zu betreten. Da schwebte es nun, eine gigantische Weltraumstation mit einem Durchmesser von sieben Kilometern. Es hatte ein Denkmal werden sollen, eine Art Museum, der großartigste Ort in der ganzen Milchstraße, eine Wallfahrtsstätte für Angehörige aller Völker. Und nun saßen sie da, die Lokvorther, guckten in die Sterne und hatten nichts zu beißen. Ich bin überzeugt davon, daß eine Absicht dahintersteckte. Die wollten Lokvorth ruinieren. Und sie haben es ja auch geschafft.«

»Ihr habt allen Grund, wütend zu sein«, stellte Dao-Lin-H'ay fest.

Kroesorus sah sie überrascht an.

»Aber wir sind es nicht!« behauptete er. »Nicht im geringsten. Ganz im Gegenteil!«

»Das versteh ich nicht«, murmelte die Kartanin verwirrt. »Wenn ich diese Stadt hier sehe ...«

»Oh, diese Stadt ist ganz in Ordnung! Wir leben, wir haben genug zu essen, und vor allem haben wir unsere Freiheit. Wir wissen nicht viel über das, was in der Milchstraße vor sich geht, aber das, was wir wissen, reicht uns. Überall da draußen herrschen Not und Unterdrückung. Bei uns nicht. Wir leben frei und ohne Furcht. Und während alle anderen für fremde Herren schuften müssen, bis ihnen die Lände abfallen, arbeitet hier niemand.«

»Aber natürlich arbeitet ihr!« sagte Sato Ambush. »Ihr baut Häuser, ihr beschafft Nahrung ...«

»Das nennst du Arbeit?« fragte Kroesorus und lachte. »Hier tut jeder nur das, wozu er Lust hat. Wem es Spaß macht, Gemüse zu ziehen, der tut es. Wer sein Vergnügen darin findet, halsbrecherische Klettertouren in die alten Hochbauten zu unternehmen, um dort alles mögliche herauszuholen, der macht es. Und es gibt Leute, die gerne Hütten bauen und Brunnen bohren, Leute, die aus Spaß am Sport jeden bestehlen, der dumm genug ist, sich beklauen zu lassen. Arbeit? Nein, Leute, wir arbeiten nicht. Wir genießen unser Leben, jeder auf

seine Weise. Die Lokvorther haben ihren Teil an sinn- und zweckloser Arbeit geleistet, und damit hat es sich. Wenn einer von uns ins Zweifeln gerät, dann braucht er bloß nach oben zu schauen, auf das Humanidrom.«

Er deutete zur Decke hinauf und schüttelte den Kopf.

»Es ist tatsächlich ein Denkmal geworden«, sagte er. »Kein anderes Volk hat sich je ein so grandioses Denkmal der eigenen Dummheit errichtet.«

»Vielleicht wird es euch eines Tages doch noch nützlich sein«, bemerkte Dao-Lin-H'ay. »Noch ist nicht alles verloren. Wenn die Milchstraße einmal befreit sein wird, werdet ihr auch wieder Raumschiffe haben. Dann könnt ihr hinauffliegen und entscheiden, welchem Zweck ihr es zuführen wollt.«

»Nein«, sagte Kroesorus kopfschüttelnd. »Es ist nicht für Menschen gebaut. Wir werden niemals etwas damit anfangen können.«

»Menschen haben es geplant, und Menschen haben es gebaut«, sagte Sa-to Ambush und runzelte die Stirn. »Also müssen Menschen es auch benutzen können.«

»Und dieser kleine Ausschnitt aus einem Bauplan hier - sagt dir der gar nichts?«

»Wie du gerade selbst gesagt hast: Es ist nur ein winziger Ausschnitt. Es muß ja nicht alles so aussehen. Es kann nicht alles so aussehen. Und außerdem wurden hier einige Linien verändert. Irgend jemand hat daran herumgepfuscht. Man müßte die Originale sehen.«

»Die Originale?« Kroesorus lachte. »Welches Original meinst du? Es gibt zwei davon.«

Sein Tonfall besagte, daß er eine absolute Sensation zu bieten hatte.

»Gut«, sagte Ambush. »Dann möchten wir beide Originale sehen.«

Kroesorus nickte eifrig und rieb sich die Hände.

»Das ist vernünftig«, behauptete er. »Nun, beginnen wir mit dem offiziellen Original, dem Entwurf von Ende-har Roff. Dieser Ausdruck dort ist ein Teil davon. Hier ist die komplette Version. Zuerst die Gesamtkonstruktion.«

Auf einem Bildschirm erschien ein sich langsam drehendes Gebilde, das nach allem möglichen aussah,

nur nicht nach einer Raumstation. Man konnte es am ehesten mit einem Zy-linder vergleichen, der um die Mitte herum von einer runden Scheibe um-geben war. Nur daß der Zylinder kein Zylinder und die Scheibe keine Schei-be war-. Das ganze Gebilde wirkte so verdreht und seltsam, daß Dao-Lin-H'ay sich automatisch keine sehr schmeichelhaften Vorstellungen vom Verstand Endehar Roffs machte, der dieses Etwas entworfen hatte.

Kroesorus hantierte schweigend an seinen museumsreifen Geräten herum und brachte immer neue Ansichten des Humanidroms auf den Schirm. Dann folgten Teilpläne vom Innern der Station. Sie wirkten noch verrück-ter und verdrehter als die Gesamt-form.

»In den Berichten, die mir vorlie-gen«, sagte Kroesorus leise, »heißt es, daß es sehr schwierig bis fast unmög-lich war, sich in dieser Station zu orientieren. Offensichtlich sind schon kurz nach Beendigung der ersten Bau-stufen mehrfach Menschen im Huma-nidrom verschwunden. Sie sind nie wieder aufgetaucht. Niemand weiß, was mit ihnen geschah. Außerdem wurden schon während der Bauarbei-ten Nakken im Humanidrom gesehen. Niemand wußte, was sie dort zu su-chen hatten oder wie sie überhaupt dorthin gekommen sind.«

»Nakken!« sagte Sato Ambush über-rascht.

»Inzwischen gehört ihnen wahr-scheinlich das ganze Humanidrom!« erklärte Kroesorus.

»Was tun diese Wesen dort?« wollte Ambush wissen.

»Das weiß niemand so genau. Vor ungefähr einhundert Jahren hat ein Lokvorther es tatsächlich geschafft, ih das Humanidrom hineinzukommen. Er berichtete, daß er ausschließlich Nakken dort gesehen hat - minde-stens einhundert dieser Wesen. Ich schätze, das ganze Humanidrom ist nichts anderes als ein Erholungsheim für Nakken. Und dafür hat man unse-ren Planeten ruiniert!«

Sato Ambush betrachtete die von al-lerlei Kringeln und sonstigen Aus-schmückungen »verzierten« Baupläne auf dem jämmerlichen, uralten Bild-schirm und fragte sich, warum sich ei-gentlich noch niemand um diese merkwürdige Station gekümmert hat-te. Das Humanidrom schien viel inter-essanter zu sein, als man je angenom-men hatte.

Ein Erholungsheim für Nakken!

Das klang fast lächerlich, aber wenn man diese Pläne sah ... Zumindest sah dieses verrückte Gewirr so aus, als könnten sich Nakken darin wohl fühl-en. Was sie allerdings wirklich dort taten, stand auf einem ganz anderen Blatt. Sato Ambush war nicht geneigt, an die von Kroesorus genannte Erklä-rung zu glauben.

»Und nun das zweite Original«, sag-te der Lokvorther und lächelte im Vor-gefühl seines Triumphes.

»Simsala-bim - was ist das?«

Es war nicht schwer zu erkennen, denn sie hatten es gerade erst grüfid-lich betrachtet: Es war das Humani-drom.

»Was soll das?« fragte Sato Ambush. »Das sind die gleichen Pläne - ver-mutlich eine Kopie.«

Kroesorus sagte kein Wort. Er holte die zu Beginn gezeigte Gesamtansicht auf den Schirm zurück. In der einen Ecke stand ein Name: Endehar Roff. Und dieser Mann hatte das Humani-drom nicht nur entworfen, sondern auch als Leitender Ingenieur an der Verwirklichung des Projekts mitgear-beitet. Im Jahre 800 NGZ war mit dem Bau begonnen worden.

Auf der zweiten Hälfte des Bild-schirms erschien ein anderer Name, und darunter stand eine Jahreszahl.

Simenon Myrrhen.

499 NGZ.

*

Kroesorus weidete sich am sprach-losen Staunen seiner Besucher, und das konnte man ihm deutlich ansehen.

Dieser eine Augenblick entschädig-te ihn wahrscheinlich für Jahre und Jahrzehnte mühsamer Sammelarbeit, die ihm zwar persönliche Befriedi-gung, aber nur ein Minimum an Aner-kennung eingebbracht hatten.

Und dabei wußte Kroesorus noch gar nicht, worin die wirkliche Sensa-tion bestand. Er konnte es nicht wis-sen. Keiner von ihnen war bisher dazu gekommen, ihm gegenüber den Na-men Simed Myrr zu erwähnen. Ir-gendwie war immer irgend etwas da-zwischen gekommen.

Simed Myrr von Lokvorth - Sime-non Myrrhen.

Der eine hatte sich um das Jahr 470 NGZ herum drüber in Hangay als Lehrmeister der Karaponiden betä-tigt. Der andere hatte im Jahr 499 NGZ das Humanidrom entworfen.

Wer da noch an eine zufällige Über-einstimmung glauben wollte, der mußte sich schon sehr darum bemühen, seine Zweifel im Zaum zu halten.

Und Endehar Roff?

Der größte Ingenieur, den Lokvorth hervorgebracht hatte, war offenbar ein Schwindler gewesen, ein Dieb, der die Pläne Simenon Myrrhens übernom-men und als sein alleiniges geistiges Eigentum präsentiert hatte.

Ein Plagiator, der sich mit fremden Federn geschmückt hatte.

»Weißt du eigentlich, was du da hast?« fragte Sato Ambush, als er sei-ne Fassung wiedergewonnen hatte.

In den Augen des Plutokraten blitz-te es triumphierend auf.

»Selbstverständlich weiß ich das«, erklärte er mit gespieltem Gleichmut.

»Wärst du bereit, mir diese Auf-zeichnungen zu verkaufen?«

Kroesorus blickte auf den Bild-schirm und tippte gedankenverloren auf der Tastatur seines antiquierten Computers herum.

Der Schirm zeigte immer neue An-sichten des Humanidroms. Sato Am-bush und Dao-Lin-H'ay starren wie gebannt auf die Entwürfe einer Raum-station, wie es sie wohl nie zuvor gege-ben hatte.

Das Innere des Humanidroms war ein einziges Labyrinth. Schon die Ent-würfe vermittelten einen Eindruck von der unglaublichen Komplexität dieses Gebildes. Kroesorus ergänzte die Grafiken durch Berichte verschie-dener Lokvorther, die am Bau des Hu-manidroms mitgearbeitet hatten.

Da war eine Aufzeichnung, die von einem Mann namens Albert Holm stammte. Dieser Albert Holm hatte eng mit Endehar Roff zusammengear-beitet. Er hatte schon vor dem Jahre 850 NGZ Nakken im Humanidrom ge-sehen.

Es gäb Berichte von Lokvorthern, die sich im Humanidrom verirrt hat-ten und die - im Gegensatz zu derien, die weniger Glück gehabt hatten -wieder herausgekommen waren. In diesen Berichten war davon die Rede, daß Wände und Gänge sich angeblich bewegt und verändert hatten, daß es oft so schien, als könne man im Huma-nidrom mit einem einzigen falschen Schritt unversehens in fremde Dimen-sionen geraten.

»Ein Gang durch das Humanidrom ist wie ein Ausflug in eine andere Welt«, hieß es in einem dieser Berich-te. »In dieser Weltraumstation ist das unterste nach oben gekehrt. Nichts ist so, wie es scheint, und nichts scheint so, wie es ist. Jeder einzelne Schritt kann dich an einen Ort bringen, von dem du bis dahin nicht einmal geahnt hast, daß er existiert. Und wenn du es mit viel Glück geschafft hast, zurück-zukehren, und du den selben Ort er-neut aufsuchst, bringt dich der näeh-ste Schritt nicht unbedingt wieder dorthin, wo du warst.«

»Das Humanidrom«, sagte ein ande-rer, »ist ein Ort, der sich bestens dazu eignet, einem Menschen den Verstand zu rauben. Endehar Roff mag der größte Ingenieur sein, der je auf unse-rem Planet gelebt hat. Aber wer sein Werk mit eigenen Augen begutachten und auf seinen eigenen Füßen erfor-schen will, der muß sich zwangsläufig früher oder später fragen, ob Endehar Roffs Genialität die Grenze zum Wahnsinn nur berührt oder nicht viel-leicht doch schon überschritten hat. Es ist eine Frage des Geschmacks und des Temperaments, für welche der beiden Möglichkeiten man sich ent-scheidet.«

»Ich habe keine Ahnung, wo ich war und was das darstellt, was ich dort ge-sehen habe. Es scheint nichts zu sein,

was dazu taugt, von den Sinnen eines Menschen erfaßt zu werden. Es ver-wirrt jeden. Es ist, als sähe man durch einen Vorhang, in dem sich ein paar Löcher befinden. In einem Augen-blick hast du klare Sicht, dann ist dein Blickfeld verdeckt, und dann schaust du durch die nächste Lücke. Aber du kannst ni'e sicher sein, ob die beiden Bilder, die du siehst, etwas miteinan-der zu tun haben, und wenn du zwei-mal durch dasselbe Loch schaust, siehst du möglicherweise zwei ganz verschiedene Bilder. Es kann dir aber auch passieren, daß du durch zwei weit auseinander liegende Löcher schaust und durch beide haargenau dasselbe Bild siehst - sogar aus dersel-ben Perspektive.«

»Ich hatte das Gefühl, im Jenseits gelandet zu sein. Ich bin mir aber nicht sicher, ob dies die Hölle oder das Paradies war. Vielleicht war es beides und noch mehr.«

Und schließlich der letzte, jüngste Bericht:

»Oben und unten, links und rechts-hier sind solche Definitionen einfach aufgehoben. Die einzigen, denen so et-was gefallen kann, sind die Nakken. Ich habe mindestens hundert von ih-nen gesehen. Nur Nakken. Keine an-deren Wesen.«

Kroesorus sah Sato Ambush an und schüttelte langsam den Kopf.

»A11 das hergeben?« fragte er. »Die-se Sammlung ist mein Leben. Mir graut es davor, was damit

geschehen wird, wenn ich einmal nicht mehr bin. Diese Aasgeier werden sich auf meine Schätze stürzen und alles verderben.« »Sie werden es immerhin aufbewah-ren«, meinte Sato Ambush, der an die Plutokraten im Treffpunkt dachte. »Ich glaube nicht, daß sie auch nur das kleinste Schnipselchen wegwerfen werden.«

»Du hast *nichts* verstanden!« be-hauptete Kroesorus bitter. »Diese Sammlung ist einmalig. Kein anderer wird jemals wieder imstande sein, so viel Material über diese eine, wichtige Epoche zusammenzutragen. Meine Sammlung ist nur dann etwas wert, wenn sie in ihrer Gesamtheit erhalten bleibt. Wenn man sie auseinander-reißt, vernichtet man sie.«

»Ich könnte dafür sorgen, daß alles beieinander bleibt«, lockte Sato Am-bush.

Dao-Lin-H'ay mußte lächeln. Der Terraner hatte die große Halle noch nicht gesehen. Wahrscheinlich dachte er, daß das in diesen kleinen, vorderen Räumen aufgehäufte Material mit der Sammlung des Lokvorthers identisch sei. In diesem Fall würde er sein blau-es Wunder erleben. Kroesorus zögerte noch immer. »Wir könnten tauschen«, schlug Sa-to Ambush vor und holte einen Memo-würfel aus den Falten seines Kimonos hervor. »Dies ist auch ein Teil dieser Geschichte - noch dazu ein Abschnitt, den du noch nicht kennst.«

Kroesorus gab sich die größte Mühe, auch weiterhin abweisend zu wirken, aber in seinen Augen blitzte es interes-siert auf.

»Sieh es dir an!« empfahl Sato Am-bush und gab ihm den Würfel.

Die Hände des Lokvorthers zitter-ten, als er den funkelnagelneuen Da-tenträger entgegennahm. Mit angehal-tenem Atem lauschte er dem kurzen Bericht eines Terraners namens Ernst Ellert. Er hatte von diesem Mann nie zuvor gehört und wußte weder, was die Perle Moto war, noch wie und wo er das Volk der Karaponiden einord-nen sollte.

Aber er hörte den Namen Simed Myrr von Lokvorth, und das reichte aus, um ihn zu überzeugen. Mehr noch: Er stufte diesen neuen Schatz als so wertvoll und wichtig ein, daß er sich verpflichtet fühlte, Sato Ambush auf einen Umstand hinzuweisen, den er bisher nicht erwähnt hatte.

»Die Aufzeichnung der Originalplä-ne von Simenon Myrrhen ist nicht komplett«, sagte er. »Es fehlen viele Detailpläne und andere Feinheiten. Außerdem sind alle diese Aufzeich-nungen durch viele Hände gegangen, bis ich sie endlich bekommen habe. Du hast sicher schon bemerkt, daß einige der Grafiken bis zur Unkennt-lichkeit verändert wurden. Ich hatte zwar mal die Absicht, diese Aus-schmückungen zu beseitigen, aber ich habe es dann doch lieber gelassen. Meine Geräte sind solchen Aufgaben sicher nicht gewachsen. Du wirst eini-ge Mühe haben, die Originale wieder herzustellen.«

»Mach dir darüber keine Gedan-ken«, empfahl Sato Ambush gelassen.

Er steckte die beiden Memowürfel ein und erhob sich. Jetzt, da er diesen Schatz ergattert hatte, zog es ihn zum Shift zurück.

»Ich könnte dir noch viele interes-sante Sachen zeigen«, sagte Kroesorus hastig. »Meine Sammlung ist umfang-reicher, als du denkst.«

»Das glaube ich dir«, versicherte Sa-to Ambush.

»Dann komm!«

Und schon schwirrte er auf seiner kleinen Antigravplattform voran. Sato Ambush warf Dao-Lin-H'ay einen hil-fesuchenden Blick zu.

»Tu ihm den Gefalleh«, sagte die Kartanin und zwang sich ein Lächeln ab. »Du wirst staunen!«

Es war schon fast Mittag, als sie Kroesorus endlich verließen. Uner-trägliche Hitze schlug ihnen entgegen.

»Habt ihr die Diebe gefaßt?« fragte Sato Ambush, dem der Gedanke an einen längeren Fußmarsch unter die-sen Bedingungen als nicht sehr ver-lockend erschien.

»Ja«, erwiderte Dao-Lin-H'ay lako-nisch.

»Und?«

»Sie hatten die Geräte nicht mehr.«

»Großartig«, sagte Sato Ambush sarkastisch. »Und was nun?«

»Wer werden zu Fuß gehen«, erwi-derte die Kartanin.

Sato Ambush warf ihr einen miß-trauischen Blick zu und sah sich dann um.

»Ich habe keine Ahnung, wo wir hier sind«, gestand er ein. »Ich nehme an, daß *dir* so etwas nicht passieren kann. Oder doch?«

»Zum Shift geht es in dieser Rich-tung«, sagte Dao-Lin-H'ay, und deute-te die Straße hinunter. »Es ist nicht sehr weit. Eine knappe Stunde.«

»Eine Stunde in dieser Hitze! Was ist mit dem Gleiter?«

»Er steht in der entgegengesetzten Richtung und ist fast genauso weit entfernt - falls er noch an dem Ort

steht, an dem wir ihn zurückgelassen haben. Ich glaube nicht, daß das der Fall ist.«

»Es wäre in dieser Stadt tatsächlich sehr ungewöhnlich«, bemerkte Sato Ambush spöttisch.

Dao-Lin-H'ay nickte und ging vor-an. Sie dachte an Jennifer Thyron und Irmina Kotschistowa. Wenn alles glatt abgelaufen war, mußten sie jetzt be-reits in der Kolonie sein.

Sie hatte ein bißchen Angst vor dem Augenblick, in dem Sato Ambush ent-decken würde, daß die beiden Terra-nerinnen verschwunden waren. Im Moment ging er noch davon aus, daß sie bereits zum Shift zurückgekehrt waren und dort auf ihre Begleiter war-teten. In spätestens einer Stunde wür-de er merken, daß er sich in diesem Punkt geirrt hatte.

Hoffentlich verlangte er nicht, daß sie mit dem Beiboot nach der Kolonie suchten und Jennifer und Irmina auch gegen ihren Willen nach Heleios zu-rückbrachten. Sie hatte die Erfahrung gemacht, daß Terraner in solchen An-gelegenheiten oft sehr merkwürdig reagierten.

Die sengende Hitze ließ keine Kon-versation aufkommen. Sie schritten schweigend aus. Dao-Lin-H'ay gab die Richtung an. Mit Rücksicht auf Sato Ambush wählte sie ein für sie sehr langsames Tempo. Für den Terraner war es immer noch fast zu schnell.

»Wir werden uns um das Humanidrom kümmern müssen«, sagte Am-bush, als sie zwischendurch eine kur-ze Rast einlegten. »Es .wundert mich, daß die Widder Lokvorth nicht schon früher beachtet haben.«

»Ich nehme an, daß es etwas mit der Einstellung der Lokvorther zu tun hat«, vermutete Dao-Lin-H'ay.

»Sie sind sicher nicht sehr kooperativ. Und wenn das Humanidrom tatsächlich nur dazu dient, den Nakken einen Ort der Entspannung zu bieten ...«

»Daran glaubst du doch selbst nicht!« erwiederte Sato Ambush heftig.

Dao-Lin-H'ay lächelte.

»Nein«, murmelte sie und blickte zum Himmel hinauf, als könne sie die-ses verschrobene Etwas dort oben er-blicken. »Aber die Widder haben es vermutlich geglaubt - bis jetzt.«

»Das wird sich ändern!« versprach Sato Ambush grimmig.

Dao-Lin-H'ay glaubte ihm das aufs

Wort.

»Ich wundere mich nur darüber, daß Kroesorus diesen Schatz wirklich herausgerückt hat«, sagte der Pararea-list.

»Ich nicht«, erwiederte Dao-Lin-H'ay trocken. »Es ist eine Kopie. Aber kei-ne Angst - sie entspricht in allen Punkten dem Original. Er hat dich nicht betrogen.«

Der letzte Teil des Weges war strapa-ziös, denn sie mußten quer durch das Dickicht des Dschungels. Ohne die Sprechfunkgeräte hatten sie keine Möglichkeit, Verbindung zum Shift und seiner Besatzung aufzunehmen. Und als sie das Beiboot endlich er-reichten, fanden sie dort fünf ausge-sprochen nervöse Raumfahrer vor, die mit Waffen herumhantierten und of-fensichtlich bereit waren, der sie um-gebenden grünen Hölle mit höchst ra-biaten Mitteln zu Leibe zu rücken.

»Müssen wir noch lange warten?« fragte der Pilot des Shifts ungeduldig. Er hieß Whyling, maß an die zwei Me-ter und war normalerweise nicht so leicht aus der Ruhe zu bringen.

»Was hast du gegen dieses Versteck einzuwenden?« fragte Dao-Lin-H'ay zurück.

»Nichts«, knurrte Whyling. »Es ist ein sehr gemütliches Plätzchen, genau richtig für ein Picknick.

Allerdings nicht für uns, sondern für die da drau-ßen. Ich esse sehr gerne Gemüse. Und gerade darum habe ich etwas dagegen einzuwenden, wenn das Gemüse den Spieß umdreht. Wo habt ihr die bei-den anderen gelassen?«

»Sind sie noch nicht hier?« fragte Sato Ambush beunruhigt.

»Sie werden nicht kommen«, sagte die Kartanin so ruhig wie möglich.

Für einen Augenblick war es sehr still. Sie drehte sich um und blickte Sato Ambush an. Er war mehr er-staunt als erschrocken. Die anderen wußten mit der Situation noch nichts anzufangen.

»Jennifer Thyron und Irmina Ko-tschi-stowa haben beschlossen, auf diesem Planeten zu bleiben«, erklärte Dao-Lin-H'ay. »Ich habe diesen Wunsch akzeptiert.«

Sie erwartete wütenden Protest. Statt dessen erntete sie tiefes Schwei-gen. Sato Ambush begriff plötzlich, worum es ging. Er senkte den Kopf und wandte sich ab.

Die anderen waren noch nicht so-weit. Natürlich wußten sie alle, wie es um die beiden Terranerinnen stand. Sie hatten von dem Dieb gehört, der sich auf Zellaktivatoren spezialisiert hatte. Aber sie hatten bisher weder ei-nen Grund, noch eine Gelegenheit ge-habt, sich mit der psychologischen Si-tuation der Opfer dieses Diebes aus-einanderzusetzen.

»Glaubst du, daß du das Recht hast, eme solche Entscheidung zu treffen?« fragte Whyling nach einer

langen Pause.

»Es ist nicht *meine* Entscheidung«, erwiderete Dao-Lin-H'ay ruhig. »Jenni-fer Thyron und Irmina Kotschistowa haben sie getroffen. Es steht keinem von uns zu, sie in Frage zu stellen.«

»*Mir* haben sie es nicht gesagt!« pro-testierte Whyling. Alle anderen schwiegen betreten.

»Bist du der Meinung, daß sie ausge-rechnet *dir* Rechenschaft schuldig sind?« fragte die Kartanin eisig. Whyling ballte die Fäuste in ohn-mächtigem Zorn, brachte aber keinen Ton heraus. Schließlich wandte er sich ab.

»Zurück zur ANDRASSY!« befahl Dao-Lin-H'ay.

Ungehindert verließen sie den Planeten Lokvorth. Ebenso ungehindert erreichten sie ihr Raumschiff. Als über Lokvorth-Therm die Nacht her-einbrach, waren sie bereits auf dem Rückflug nach Heleios.

ENDE

Im PR-Band der nächsten Woche wird der Schauplatz gewechselt und umge-blendet zum 2. Planeten von Gladors Stern, der Heimstatt der Siganesen. Nun, im Juli des Jahres 1146 NGZ, ist die Zeit der kleinen grünhäutigen Um-weltangepaßten offensichtlich abgelaufen. Einer von ihnen sagte es bereits voraus - und er galt als „Prophet des Todes“...

PROPHET DES TODES - das ist auch der Titel des PR-Bandes 1479. Der Roman wurde von H. G. Francis geschrieben.